Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 25 (1929)

Artikel: Fünfundzwanzig Jahre Sprachverein : zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Autor: Steiger, August

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595106

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fünfundzwanzig Jahre Sprachverein.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

(3. Wintermonat 1929.)

Die Gründung.

1904.

Am 20. Wintermonat 1904 kamen im Gasthof Guggisberg zu Burgdorf aus verschiedenen Gauen der deutschen Schweiz und aus verschiedenen Berufen zwölf Männer zusammen, die die gemeinsame Liebe zu ihrer deutschen Muttersprache, aber auch die gemeinsame Sorge um das Schicksal beseelte, das ihrer Sprache in der Schweiz beschieden schien. Allerlei Erscheinungen der letzten Jahrzehnte hatten diese Sorge in ihnen geweckt:

Im bernischen Jura waren, wie 1891 Dr. Zimmerli im 1. Bande seiner Untersuchung der deutsch-französischen Sprachgrenze in der Schweiz dargestellt hatte, mehrere deutsche Schulen eingegangen. Die deutschen Oberwalliser wurden, wie aus einem Aufsatz der „Neuen Zürcher Zeitung" (1892) hervorging, von der Verwaltung der Jura-Simplon-Bahn (später von der Kreisdirektion I der Schweizerischen Bundesbahnen in Lausanne) in ihren sprachlichen Rechten verkürzt und oft ganz empörend behandelt. Im Jahre 1898 hatte Dr. J. Hunziker in Aarau in einer Flugschrift auf die Gefährdung des Deutschtums an unserer Sprachgrenze aufmerksam gemacht, 1901 Professor Dr. Morf in Zürich in seiner Antwort darauf der deutschen Sprache gegenüber eine Gesinnung gezeigt, die manchen als betrübliche Gleichgültigkeit erschien. Was wurde aus der geliebten Heimat und ihrem Volkstum, wenn in einer Stadt wie Biel die 33% welschen Eingewanderten sprachlich gleichberechtigt waren und ihre Schulen hatten, in Delsberg aber dem etwa 40% betragenden deutschen Bevölkerungsanteil das Recht auf eine deutsche Schule verweigert, der Deutschschweizer also gänzlich der Verwelschung preisgegeben wurde, wenn man nach den Orten Sitten und Brämis auch Siders welsch werden und das ganze Oberwallis, zwar nicht von den kantonalen, wohl aber von den eidgenössischen Behörden einfach als französisches Gebiet behandelt sah? Da konnten vaterländisch gesinnte Deutsch-

schweizer wohl besorgt werden. Große Gleichgültigkeit gegenüber unserer deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft hatte auch der größte Teil der deutschschweizerischen Presse bekundet im „Fall Vetter" (1902).

Diese und viele ähnliche Erscheinungen hatten einige Deutschschweizer, denen die deutsche Sprache ein wertvolles Heimatgut war, mit Sorge für die Zukunft der deutschen Schweiz erfüllt. Anderseits hatte im Zeitalter des Weltverkehrs und der Erzeugung von Massengütern auch in der Schweiz der Heimatschutzgedanke Wurzel gefaßt; das Wort Bodenständigkeit hatte Klang gewonnen. Von den Deutschschweizern, die diese Entwicklungen mit Aufmerksamkeit verfolgten, waren einige Mitglieder des Allgemeinen deutschen Sprachvereins geworden; sie hatten dort den Sinn für Reichtum, Schönheit und Richtigkeit ihrer Sprache pflegen gelernt und waren auf diesem Wege miteinander bekannt geworden. Nicht etwa ein Sprachgelehrter, sondern ein Mann des praktischen Lebens aber war es, der die Gefahren am stärksten empfand und auch den stärksten Willen zur Abwehr hatte: Jakob Brodbeck-Arbenz, Kaufmann in Zollikon bei Zürich. Er war sich auf Reisen und langen Aufenthalten im sprachfremden Ausland seines heimatlichen Volkstums bewußt geworden. Am 4. Ostermonat 1904 beriet er in seinem Heim in Zollikon mit zwei Freunden der deutschen Sprache den Plan, einen schweizerischen Verein für Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz zu gründen. Bald darauf richtete er eine Eingabe an den Bundesrat, in der er sich über ungebührliche amtliche Begünstigung des Französischen auf Kosten des Deutschen im Eisenbahn-, Post-, Zoll- und Telegraphenwesen der Sprachgrenzgebiete beklagte. Er gewann über sechzig Mitbürger zur Unterzeichnung der Eingabe und bereitete so die Gründung eines Vereins vor. Im Sommer 1904 erschien ein Aufruf zur Sammlung, unterzeichnet von Jakob Brodbeck, Eduard Blocher, Pfarrer in Sitten, Emil Garraux, Prokurist in Basel, Hans Oswald, Techniker in Uster, und Dr. Fritz Ris, Arzt in Thun. Von diesen eigentlichen Gründern sind Herr Brodbeck 1918 und Herr Dr. Ris 1917 gestorben; Herr Pfarrer Blocher, seit 1905 in Zürich, steht dem Verein seit 1912 vor, und die Herren Garraux und Oswald sind immer noch treue Mitglieder.

Auf den Ruf trafen sich also an jenem Sonntag in Burgdorf zwölf Männer zur Gründungsversammlung. Außer den Herren Brodbeck, Garraux, Oswald und Ris (Pfarrer Blocher war

beruflich verhindert, sandte aber einen Drahtgruß) waren anwesend die Herren Viktor von Graffenried von Bern, Dr. Otto von Greyerz von Bern, J. Klaus, Rentner in Uster, Dr. E. Lauterburg von Neuenburg, Gottfried Lüthy, Postbeamter von Bern, Direktor Rothmund von Wabern, Dr. Stickelberger von Bern und Dr. Zimmerli von Luzern.

Das erste Geschäft war natürlich die Beratung der Satzungen. Die Umschreibung des Vereinszweckes ist heute noch gültig: Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz. Ursprünglich hatte man an einen Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereins gedacht, aber schon der Entwurf der Satzungen enthielt die Bestimmung, daß dem schweizerischen Verein nur Schweizerbürger angehören dürfen, „um auch bei den Landesbehörden und in rein schweizerischen Angelegenheiten die Sache der deutschen Sprache fördern zu können". Man ließ dann die Verbindung mit dem Allgemeinen deutschen Sprachverein ganz fallen, um von Anfang an alles Mißtrauen zu vermeiden und um die Arbeit den besondern Bedürfnissen der Schweiz besser anpassen zu können. Die bisherigen Mitglieder dieses Vereins wurden dort abgemeldet, doch bezogen alle seine Zeitschrift.

Diese Satzungen erfuhren bis heute keine grundsätzlichen Aenderungen. Den Vorsitz übernahm zunächst Herr Dr. Ris, die Rechnungsführung Herr Lüthy, das Amt des Schriftführers Herr Oswald; die Herren Garraux, Dr. von Greyerz, Dr. Lauterburg und Dr. Stickelberger wurden als Beisitzer gewählt.

Der Deutschschweizerische Sprachverein hatte Form und Führung gewonnen und konnte an die Arbeit gehen.

I. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges.

1904—1914.

Zu Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz war der Verein gegründet worden. Damit waren ihm zwei Aufgaben gestellt, die nicht unbedingt zusammen gehörten. Das hat sich durch das ganze erste Vierteljahrhundert seiner Tätigkeit gezeigt. Man kann großen Wert legen auf Richtigkeit, Schönheit und Reinheit der Sprache, — das nennen wir Sprachpflege — und doch gleichgültig sein für die Geltung dieser Sprache. Man kann sich z. B. ereifern gegen die im kaufmännischen Stil immer noch beliebte Umstellung nach „und" („... und habe ich ..."), es aber gleichmütig hinnehmen, wenn der Eisenbahnschaffner in Zürich ruft: „En voi-

ture!" Diesen Leuten kommt es nicht so sehr darauf an, daß deutsch gesprochen werde, sondern nur darauf, wie es gesprochen wird. Ein anderer kann sich lebhaft dafür einsetzen, daß überall in der deutschen Schweiz die deutsche Sprache amtliche Geltung habe, daß z. B. die deutsche Stadt Brig im Eisenbahnverkehr Brig heiße nud nicht Brigue — das nennen wir Sprachschutz; daneben kann er z. B. im Satzbau sehr nachlässig sein. Diesen Leuten kommt es nicht so sehr darauf an, wie deutsch gesprochen wird, sondern daß es gesprochen werde.

Bei der Gründung waren beide Triebe wirksam gewesen; es zeigte sich dann aber bald im Vorstand und bei den übrigen Mitgliedern, daß die einen mehr Wert legten auf die Sprachpflege, die andern mehr auf den Sprachschutz; es zeigte sich auch, daß die Zeit bald mehr das eine verlangte oder erlaubte, bald mehr das andere. Man hatte in den Satzungen die Pflege dem Schutz vorangestellt, wohl weil sie die friedlichere Arbeit, eine schöpferische, bejahende Bemühung ist. Schutz setzt immer einen Feind voraus, gegen den man sich wehren muß; er ist eine bloß erhaltende, das Feindliche verneinende Tätigkeit. Sprachpflege ist eine innere Angelegenheit der Sprache, Sprachschutz eine äußere.

Was zur Gründung des Vereins geführt hatte, waren aber doch mehr die Besorgnisse um die Geltung der Sprache gewesen, um ihre Stellung in Staat und Gesellschaft. Auch das ist natürlich: für die Pflege der Gesundheit, meint man wenigstens, hat man immer noch Zeit, aber wenn Krankheitszeichen vorhanden sind, ruft man den Arzt. Es kommt ja in der Tat nicht sehr viel darauf an, ob die ungeschickte Umstellung nach „und" ein paar Jahre früher oder später verschwinde; wenn aber der Bahnhof einer ganz deutschen Ortschaft französisch bezeichnet ist, wenn z. B. der leicht verständliche deutsche Name des Walliser Dörfchens Hohtenn in der völlig unverständlichen Form „Hothen" erscheint, so bleibt das so und ist schwer zu ändern.

Und so kam es denn, daß die ersten Lebensäußerungen des jungen Vereins meist dem Sprachschutze galten. Das aber bestimmte schon sein Schicksal. Durch diese seine ersten Taten hat er in der Oeffentlichkeit einen bestimmten Eindruck gemacht, sich einen bestimmten Ruf verschafft, und ein solcher erster Eindruck pflegt zu haften, auch wenn er sich als schief, als einseitig herausstellen sollte. — Was für einen Eindruck mußte die sprachschützerische Tätigkeit in der Schweiz machen?

Dieser Sprachschutz konnte nur gegen das Französische gerichtet sein, und bei der sprachlichen Empfindlichkeit der Welschen und der sprachlichen Gleichgültigkeit der Deutschschweizer konnte es nicht ausbleiben, daß der neue Verein bald als ein Sprach-Störefried empfunden wurde. Wenn wir von der Empfindlichkeit der Welschen sprechen, soll damit noch kein Tadel ausgesprochen sein, sondern nur die Tatsache, daß der Welsche für seine Muttersprache etwas empfindet, während der Deutschschweizer, wie die Deutschen insgemein, gegen die eigene Sprache ziemlich gleichgültig ist und mehr Stolz empfindet auf die Fremdsprachen, die er zu beherrschen glaubt. Der Welsche ist auch darum noch empfindlicher, weil er bei uns in der Minderheit ist und Minderheiten leicht zu Mißtrauen neigen; wer sich sicher fühlt, ist gewöhnlich weniger ängstlich. Der Deutschschweizer selbst fühlt sich innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft in einer staatlichen Minderheit, in einem Kleinstaat, und der Blick auf den mächtig aufblühenden deutschen Nachbar im Norden konnte ihn mit Sorge erfüllen; der Blick aber auf dessen deutschen Verbündeten, unsern Nachbar im Osten, zeigte, wohin der Sprachenkampf führen kann. Freilich übersah er dabei leicht, daß es sich in Oesterreich im wesentlichen um das Vorrecht der deutschen Sprache gegenüber andern Sprachen desselben Staates handelte, während es bei uns nur um die Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit der französischen ging. Es gab und gibt in der Schweiz Vereine für die Ausbreitung der französischen und der italienischen Sprache, — der Deutschschweizerische Sprachverein hat nie an Ausbreitung der deutschen Sprache gedacht, sondern nur an die Erhaltung des Besitzstandes und wohlerworbener Rechte. Aber weil ein solcher Verein bei uns etwas ganz Neuartiges war, so mußte es beinahe so kommen, wie es kam: bei den Welschen erregte er bald Mißtrauen, die meisten Deutschschweizer blieben gleichgültig (im Welschland kennt man „le fameux(!) Sprachverein“ noch heute fast besser als in der deutschen Schweiz!), und von den Deutschschweizern, die ihn zu kennen glaubten, empfanden manche ein Mißtrauen, weil er ihnen den Sprachenkampf ins Land zu tragen schien.

Vielleicht könnte man auch noch die beinahe sprichwörtliche Nüchternheit des Schweizers als Hindernis des Aufblühens erwähnen; wenn man aber beachtet, wie rasch und kräftig in denselben Jahren andere ideale Bestrebungen, wie Heimat- und Naturschutz aufgeblüht sind, wird man diesen Grund nicht hoch einschätzen. Frei-

lich handelte es sich auch beim Sprachverein um eine Art Heimat- und Naturschutz, nämlich um die Erhaltung der heimischen, unserer Natur gemäßen Sprache, aber z. B. die Bekämpfung der Matterhornbahn oder die Errichtung des Nationalparks erschienen staatlich harmlos; sie berührten die Grundlagen unseres Staatslebens nicht, während ein Verein, der an sprachlichen Zuständen der Gegenwart rütteln wollte, wenn auch nur an den Mißständen, zum mindesten die Aufmerksamkeit der Staatsgenossen jenseits der Sprachgrenze erregen mußte. Im Vergleich zum Allgemeinen deutschen Sprachverein ist ein deutschschweizerischer Verein immer im Nachteil, ganz abgesehen von der Größe der Länder, weil die Sprache für die Schweizer kein gemeinsames vaterländisches Gut ist und Staatsgemeinschaft und Sprachgemeinschaft sich bei weitem nicht decken.

Daher kommt es, daß der Verein nur langsam wuchs und lange ein ziemlich mühevolles Dasein führte; er mußte von seinen Mitgliedern und Leitern große Opfer verlangen. Er ist aber doch gewachsen und wächst immer noch und hat auch schon etwas geleistet.

Gleich das erste war eine Tat des Sprachschutzes. Was die ersten Mitglieder schon vor der Gründung zusammengeführt hatte, war die Unterzeichnung von Brodbecks Eingabe gewesen; die Gründungsversammlung hatte auch auf Brodbecks Antrag beschlossen, was dann der Vorstand in seiner ersten Sitzung an die Hand nahm: eine neue Eingabe an den Bundesrat, in der der Verein jene frühere Eingabe zu seiner eigenen Sache machte und um Abstellung der darin gerügten Mißstände ersuchte (Hornung 1905). Es handelte sich unter vielen andern um folgende Begehren: Im Eisenbahnwesen wurde getadelt, daß die Station von Murten, das damals 1840 Deutsche zählte neben 378 Welschen, nur mit Morat bezeichnet war, während auf den Bahnhöfen von Freiburg und Montreux, sowie auf der Linie Biel-Delsberg, wo ein Drittel der Bevölkerung deutsch spricht, ausschließlich französische Aufschriften zu finden waren, ebenso im deutsch sprechenden Oberwallis. Es sei unverständlich, weshalb die Linie Freiburg-Murten-Ins amtlich Fribourg-Morat-Anet heiße, da doch Freiburg zu einem Drittel, Murten und Ins fast ganz deutsch seien. Aehnliche Verhältnisse herrschten im Postwesen: die Orte Laufen (1946 Deutsche und 98 Welsche), Murten (1840 : 378), Biel (13,947 : 7351) führten zweisprachige Poststempel, französische Orte mit viel stärkeren deutschen Minderheiten wie Delsberg (2019 D., 2801 W.) nur französische. In Brig (1316 D., 142 W.) stünden auf

den Briefkasten die Leerungszeiten nur französisch. Aehnlich im Telegraphen- und Telephonwesen: In Brig seien die Formulare meistens französisch vorgedruckt, in Neuenburg und Lausanne, wo viel mehr Deutsche verkehren als Nichtdeutsche in Brig, seien sie ausschließlich französisch. Im Verzeichnis der Telephonteilnehmer stünden Leuk, Visp u. a. nur unter französischem Namen, wie auch alle Erklärungen französisch seien, obschon das Oberwallis deutsch spreche. Das Sündenverzeichnis schließt mit den Worten: „Die einzelnen Uebergriffe gehen im gesamten weit in die Hunderte.... Es handelt sich nicht etwa, wie man behauptet, nur um zufällige, vereinzelte Mißgriffe, die jedermann gerne entschuldigen würde, sondern in manchen Fällen um eine — absichtliche oder unabsichtliche — systematische Hintansetzung unserer Sprache auf deutschem Sprachgebiet, das nach Möglichkeit als französisch hingestellt und behandelt wird." Schließlich wird darauf verwiesen, daß (auch im Oberwallis) die meisten Reisenden deutscher Muttersprache seien. Ausdrücklich aber wird nur Gleichberechtigung mit der französischen Sprache verlangt, also Doppelsprachigkeit, aber nicht nur in ganz oder mehrheitlich deutschem Gebiet, das (zufällig) einer französischen Kreisdirektion unterstehe, sondern in allen sprachlich gemischten Orten.

Dieses Begehren um Gleichberechtigung war gewiß nicht unbillig, aber damit hatte der Verein bereits in ein böses Wespennest gestochen.

Zwar blieb zunächst noch alles ruhig. Auch Brodbeck hatte ja auf seine, an den Bundespräsidenten gerichtete Eingabe keine Antwort erhalten; deshalb richtete der Vorstand die seine an den gesamten Bundesrat und bat ausdrücklich um Antwort, ob bereits Verfügungen getroffen seien oder in Aussicht stünden, die seinen billigen Wünschen gerecht würden. Nach einigen Monaten erneuerte der Vorstand seine Eingabe, diesmal beim Departement des Innern, und eine Einsendung im „Bund" trug die Sache in die Oeffentlichkeit. Da konnte jedermann erfahren, wie verschieden die Bundesbahn-Kreisdirektionen I und II (Lausanne und Basel) sprachlich handelten. Von Lausanne aus wurde der ganze Kreis z. B. auf den Fahrplänen als französisches Gebiet behandelt, obschon 20% der Strecken durch deutsches Gebiet führten, während die Kreisdirektion Basel, deren Strecken zu 19% durch französisches, dabei stark deutsch durchsetztes Gebiet führten, streng zweisprachig verfuhr, usw. Am 15. Herbstmonat 1905 antwortete der Bundesrat, „daß die verschiedenen Beschwerde-

punkte der Eingabe von 1904 von den zuständigen Amtsstellen untersucht wurden und daß überall da, wo sich die Beschwerde als gerechtfertigt erwies, entweder Abhilfe bereits geschaffen wurde oder auf geeignete Weise zweckdienliche Aenderungen in Aussicht genommen sind. Die eidgenössischen Verwaltungen sind auch stets bereit, derartige Anregungen entgegenzunehmen und ihnen Folge zu leisten, wenn die Prüfung dies als tunlich erscheinen läßt."

Nun hätte man ja beruhigt sein können. Aber am 2. Weinmonat erschien in der Presse eine Mitteilung über die Sitzung des Kreiseisenbahnrates I vom 30. Herbstmonat (in Lausanne), in der erklärt wurde, jene Klagen (die der Bundesrat also zum großen Teil als berechtigt anerkannt hatte) „entbehrten jeder Berechtigung". Der „Briger Anzeiger", der an der Quelle saß, nannte das eine Unverfrorenheit und zählte eine Menge von Uebergriffen auf. In der „Neuen Zürcher Zeitung" gab ein Einsender einige Verbesserungen im neuen Winterfahrplan zu, völliges Gegenrecht aber werde immer noch nicht gehalten; z. B. heiße Münchenweiler mit seinen 421 deutschen und 21 welschen Einwohnern immer noch ausschließlich Villars-les Moines; Leuk mit 1522 Deutschen und 45 Welschen, Raron mit 552 Deutschen und einem einzigen Welschen führten in Klammer auch die französischen Bezeichnungen, aber Rennendorf mit 898 Deutschen und 841 Welschen, Dachsfelden mit fast einem Drittel Deutschen hießen ausschließlich Courrendlin und Tavannes. Welsche Zeitungen antworteten wieder, nicht gerade liebenswürdig. In Frankreich sprach ein Blatt bereits von einer beabsichtigten „germanisation" des (seit bald tausend Jahren!) bereits deutschen Oberwallis ... der „Sprachenstreit" war da. Wer war schuld daran? Sie, die Unrecht begangen, oder sie, die ihr Recht verlangt hatten? — Aber lohnte es sich denn, um dieses Recht zu kämpfen? War das nicht kleinlich? — Gewiß, der einzelne Fall, ein unrichtiger Poststempel, eine französische Aufschrift auf deutschem Boden hat nichts zu sagen, aber die Massenhaftigkeit solcher Fälle und ihre Planmäßigkeit bildeten doch ein Unrecht gegen einen beträchtlichen Volksteil, und gegen Unrecht sollte man sich wehren dürfen.

Das war der Anfang. In der Absicht, im Verkehrswesen für gerechtere Namengebung zu sorgen, versuchte der Vorstand auch die Verleger von Fahrplanbüchern in diesem Sinne zu beeinflussen, zum Teil mit Erfolg. So wurde z. B. aus Tourtemagne (mit 421 deutschen und 12 französischen Einwohnern) Turtmann mit dem französi-

schen Namen in Klammer usw. Im selben Sinne wandte sich der Vorstand an die Eidgenössische Oberpostdirektion. Der Gegenstand hat ihn auch später immer wieder beschäftigt. Er setzte sich ferner mit dem Bearbeiter der deutschen Ausgabe eines neuen schweizerischen Schulatlasses in Verbindung und suchte die Verleger von Ansichtspostkarten zu bestimmen, für deutsche Orte die deutschen Namen zu brauchen. Auch gaben zwei Vorstandsmitglieder 1907 ein Ortsnamenbüchlein für die Westschweiz heraus, dessen Verbreitung der Verein zu fördern suchte. Ferner machte der Vorstand 1906 in einer Eingabe das Eidgenössische Post- und Eisenbahndepartement darauf aufmerksam, daß im amtlichen Verzeichnis des Internationalen Büros der Telegraphenverwaltung die Namen Agram, Preßburg, Hermannstadt u. a. fehlen und diese z. T. wichtigen Orte nur unter den bei uns und auch in Frankreich und Italien unbekannten kroatischen oder ungarischen Namen Zágráb, Pozsony und Nagy Szében eingetragen seien. Das war auf Begehren der ungarischen Regierung so gemacht worden; aber auf Anregung des Sprachvereins ließ die schweizerische Telegraphendirektion in ihren Verzeichnissen die deutschen Namen handschriftlich nachtragen. Wenn man nun also von der Schweiz aus nach Agram oder Preßburg telegraphieren konnte, ohne die ungarischen Namen zu wissen, so verdankte man das unserm Sprachverein. Als 1911 die Verzeichnisse erneuert wurden, unterließ man diese handschriftlichen Ergänzungen, bis der Sprachverein wieder darauf aufmerksam machte.

Derartige unscheinbare und undankbare Kleinarbeit, deren Nutznießer die Vorteile für selbstverständlich halten, warteten des Vorstandes noch viele. Aehnlicher Art war die Hilfe bei einer Neuausgabe des Handels-Adreßbuches der Schweiz. Auch dort wurde z. B. Murten früher als französisches Sprachgebiet behandelt, jetzt als deutsches. Im Jahre 1907 wandte sich der Verein an die Kreisdirektion II (Basel) mit der Bitte um Beseitigung einiger sprachlicher Ungerechtigkeiten, z. B. des Stempels Bâle auf Fahrscheinen für Berlin — — — im Nationalrat aber beklagte sich ein Jurassier über die „Germanisierung" des Kreises II und erwähnte dabei auch „le Sprachverein"; Bundesrat Zemp konnte die Unbegründetheit dieser Klagen nachweisen.

Ein anderes Wespennest waren die deutschen Schulen im Jura. Einige Vorstandsmitglieder untersuchten die Verhältnisse an Ort und Stelle; man zog auch bei einigen deutschen Lehrern und Pfarrern

Erkundigungen ein. Auf Veranlassung des Vorstandes stellte Dr. Zimmerli, damals wohl der beste Kenner der Sprachgrenze, in der „Neuen Zürcher Zeitung" die Verhältnisse dar und wies nach, daß bei der Volkszählung von 1900 an vielen Orten von den zählenden Beamten (!) als Muttersprache der Kinder die Schulsprache eingetragen worden war, und das in der Absicht, „den deutschen Bevölkerungsanteil möglichst geringfügig erscheinen zu lassen"; seit der Zählung von 1888 waren auf diese Weise Verschiebungen eingetreten, die von den jurassischen Gemeindebehörden selbst als „phantastisch" bezeichnet wurden.

Zweifellos war das Deutschtum im Jura gefährdet, aber der Vorstand hatte den Eindruck erhalten, daß es für Außenseiter sehr schwer sei, einzugreifen, und daß man die Frage den Jurassiern selbst überlassen müsse, wolle man nicht den Frieden gefährden. So steht es schon im ersten Jahresberichte, und der Verein hat denn auch in der heikeln Sache keine Schritte getan. Trotzdem mußte er im jurassischen Schulstreit vom Herbst 1906 doch als Sündenbock herhalten. Ende August hatte nämlich eine Jahresversammlung der welschen Lehrer in St. Immer auf den Antrag eines Lehrers der Erdkunde an der Neuenburger Hochschule (von elsässischer Herkunft), eine Entschließung angenommen des Inhalts: im welschen Jura hätten deutsche Schulen keine Daseinsberechtigung. Die Sache machte in der deutschen Schweiz peinliches Aufsehen; „un peu brutal" nannten selbst namhafte welsche Führer den Beschluß (das Gegenstück wäre ja das Verbot französischer Schulen in Biel und Madretsch gewesen!).

Was der Sprachverein im Jura unternahm, war die Veranstaltung einiger Vorträge über völlig harmlose Gegenstände; ferner ließ er für 50 Franken Hefte des Vereins für Verbreitung guter Schriften an austretende Schüler verteilen u. dergl. Aber er war für einige Zeitungen nun einmal das schwarze Schaf geworden, ein unheimliches Werkzeug des „pangermanisme", und es bildeten sich Sagen und Märchen. Wenn sich im Birstal Emmentaler Bauern niederließen und für ihre Kinder gern deutsche Schulen gehabt hätten, wie in Biel und Madretsch französische bestanden, so kamen sie im Auftrag „d'un comité de Berlin", um den Imperialismus der Hohenzollern zu verbreiten. (Sie bildeten nach jenem Neuenburger Geographen „la population dite de langue allemande").

Wenn man heute in aller Ruhe auf jene Kämpfe zurückblickt, wo der Sprachverein ja nichts anderes wollte als Gleichberechtigung

und Erhaltung des Besitzstandes, sieht man vielleicht neben der natürlichen Empfindlichkeit der Minderheiten noch andere natürliche Gründe, die miteinander zusammenhangen: der Welsche liebt nicht nur seine Muttersprache mehr als der Deutsche, er hält sie auch für das vollkommenere geistige Werkzeug, und er war es gar nicht gewohnt, daß es auch Deutsche gab, die sich für ihre Sprache wehrten, die die Ueberlegenheit des Französischen nicht mehr als selbstverständlich anerkannten, — — da mußte etwas dahinter stecken, und wer sollte das sein, wenn nicht der „roi de Prusse"? Auch kamen wohl einige Verwechselungen vor: der Name des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, aus dem der schweizerische hervorgegangen war, klang unheimlich ähnlich wie der des Alldeutschen Verbandes, und dann gab es auch noch einen Deutschen Schulverein zur Unterstützung der deutschen Schulen im Ausland.

Bei der damaligen Stimmung der Welschen war es denn auch keine Ueberraschung, daß sich gegen Ende 1906 ein Gegenstück, ein welscher Sprachverein zu bilden begann, eine Union romande. Die Bewegung ging aus von den Professoren Knapp und Lombard, zwei eingebürgerten Franzosen; sie wurde unterstützt von Philipp Godet, von Jean und Albert Bonnard; ihr Sprachrohr war die Gazette de Lausanne. Sie suchte Anschluß ans Ausland und erklärte sich ausdrücklich gegen die deutschen Sprachinseln im Jura und ihre Schulen. Man stellte die „défense de la langue française" der „culture" voran. Dieser etwas scharfmacherischen Richtung traten, besonders im „Genfer Journal", einige in der deutschen Schweiz wirkende Welsche entgegen, vor allem Paul Seippel und Ernst Bovet. Diese wollten eine „Union pour la culture et l'enseignement" ihrer Sprache und waren gegen den Anschluß an eine ausländische Vereinigung. Am Widerspruch dieser gemäßigten Richtung scheiterte schließlich die Gründung, und die Sache verlief im Sande.

1911 richtete unser Verein ein Rundschreiben an die stadtbernischen Ladenbesitzer mit dem Gesuch, auf ihren Schildern das Deutsche gebührend zu berücksichtigen. Dabei war auf die Bedürfnisse des Fremdenverkehrs durchaus Rücksicht genommen (die meisten Fremden sind ja übrigens Reichsdeutsche!), aber an vielen Läden fehlte das Deutsche entweder ganz, oder es spielte eine so untergeordnete Rolle, daß der Fremde den Eindruck bekommen mußte, Bern sei eine internationale Stadt mit vorwiegend französisch sprechender Bevölkerung. Gleichzeitig ging ein Rundschreiben an die Maler der Stadt mit der

Bitte, ihre Kunden in diesem Sinne zu beraten. Beide Schreiben waren sehr maßvoll gehalten; aber das verhinderte nicht, daß gewisse Leute darin wieder einen Vorstoß des Pangermanismus erblickten.

Dazu kamen eine Menge sprachschützerischer Kleinigkeiten: z. B. der Briefwechsel mit dem Besitzer eines bekannten Heilbades in der deutschen Schweiz, der an deutschschweizerische Aerzte eine Geschäftsempfehlung in französischer Sprache geschickt hatte. Oder ein Brief an die Eisenbahndirektion Frankfurt a. M. wegen der Hintansetzung der deutschen Sprache in den Fahrscheinheften für die Strecke Wiesbade (!)-Montreux, oder an den Herausgeber eines deutschschweizerischen Familienblattes, der seine Preise in „frs. und cts." angeben zu müssen glaubte, oder an die Betriebsleitung einer stadtbernischen Vorortsbahn, die französische Stempel benutzte, an ein Berliner Gasglühlicht-Geschäft, das seine Erzeugnisse der Kreisdirektion Zürich der „Chemins de fer d'alliance" (Bundesbahnen!) empfohlen hatte usw. Der Verein wußte auch den Mißbrauch abzustellen, daß sich der Bundesrat an den „Congrès pour l'*extension* et la culture de la langue française" amtlich vertreten ließ, wie das zweimal geschehen war, obschon diese Versammlungen im Dienste des französischen Sprachenkampfes in Belgien abgehalten worden waren.

Neben all dieser sprachschützerischen Tätigkeit ging aber von Anfang an die Sprachpflege einher, nur machte sie weniger Aufsehen. In diesem Sinne wirkte schon die Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, die zunächst alle Mitglieder bezogen. Dann aber waren der Sprachpflege namentlich die wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet, die den gedruckten Jahresberichten beigegeben wurden. An solchen Arbeiten brachte schon das 1. Jahresheft drei: eine von Dr. Stickelberger über Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch, eine von Dr. von Greyerz über die Sprache unserer Volkslieder und eine von Dr. Lauterburg über Lautschrift. Die Arbeit Stickelbergers wurde in 1000 Sonderabzügen besonders unter der Lehrerschaft verteilt und, wie übrigens das ganze erste Heft, gut aufgenommen. Willkommen waren auch die Beilage Brodbecks zum 3. Jahresbericht: „Ist Deutsch eine Weltsprache?" und die Beiträge Schnorfs über „Unser Deutsch" und „Zur Schärfung des Sprachgefühls".

Da in den ersten Jahresberichten häufig die Rede sein mußte von der Aufnahme, die die Vereinsarbeit im Welschland gefunden, und vom Verhältnis zwischen Deutsch und Welsch, lag es nahe, dieses Verhältnis jährlich besonders zu beobachten, und so erschien denn

von 1908 an regelmäßig ein besonderer Beitrag: „Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr", von Eduard Blocher. Die Hauptquelle dafür bildeten die Zeitungsausschnitte, die der „Schweizer Argus der Presse" lieferte. Es liegt im Wesen der Sache, daß in diesem Abschnitt auch allerlei Unerfreuliches zur Sprache kam; — denn wo alles gut geht, gibt es nicht viel zu schreiben — aber wertvoll sind diese Beobachtungen doch. Da hören wir z. B. (1908), daß die französische Regierung auf die „cris d'appel", die auch aus der Schweiz gekommen seien, von ihrer Kammer ersucht wurde, den französischen Unterricht im Abendland auch außerhalb Frankreichs zu fördern. (Dabei hatte Frankreich jedes Jahr über 10,000 Rekruten, die nicht lesen und schreiben konnten!) Oder wir hören, daß ein angesehener Genfer Verlag ein Buch habe erscheinen lassen, in dem die Lösung der französischen Schweiz aus unserm Staatsverband und die Gründung eines neuen Burgundischen Reiches empfohlen war. Seit 1909 scheint es in der Schweiz aufzufallen, mit welchem Eifer die Tessiner ihre „Italianità" betonen. Geradezu fesselnd ist die Darstellung des „Scheltenkrieges" (1913). Das Eidgenössische topographische Büro war bei einer neuen Ausgabe des topographischen Atlasses zur einsprachigen Ortsbenennung übergegangen und hatte sich demgemäß streng an den Grundsatz gehalten, auf deutschem Sprachboden nur die deutschen, auf französischem nur die französischen Namen einzutragen. Dutzende von deutschen Ortsnamen wie Delsberg, Münster, Dachsfelden usw. fielen diesem Verfahren zum Opfer, aber selbstverständlich auch französische und darunter die der zwei kleinen Gemeinden Schelten und Seehof im Berner Jura, übrigens mit ausdrücklicher Bewilligung der bernischen Regierung; in der Volkszählung von 1910 hatte nämlich Schelten 89 deutsche und 2 welsche Einwohner gezählt, Seehof 122 deutsche und 4 welsche. Da die beiden Gemeinden zum mehrheitlich welschen Bezirk Münster gehören, wurden sie von den Behörden häufig mit den französischen Namen La Scheulte und Elay bezeichnet und waren so auch auf die frühere Ausgabe des topographischen Atlasses und in der Ausgabe von 1887 auch auf die Dufourkarte gekommen. Deshalb verursachte die Namensänderung einen langen Streit; man witterte dahinter das Werk preußischer Offiziere, die als Spione auf dem topographischen Büro arbeiteten. Eine Zeitung berichtete darüber unter dem Titel: „Le gouvernement bernois sous la pantoufle du Roi de Prusse". Man spielte sogar mit dem Gedanken eines Abfalls von der Schweiz. Die

deutschschweizerische Presse nahm an diesem Handel weniger Anteil als die von Paris; nur der „Bund" nahm eine feste und ruhige Haltung ein. Schließlich entschieden sich die Gemeinden selbst für die deutschen Namen, wozu ein welsches Blatt meinte, man hätte auch die auswärts wohnenden Gemeindebürger abstimmen lassen sollen.

Diese regelmäßige jährliche Rundschau über Deutsch und Welsch gab, wie gesagt, nicht immer ein erfreuliches Bild, bedeutete aber ein für unser staatliches Leben aufschlußreiches Stück Geschichte, das sonst niemand schrieb.

Von 1912 an erschien der Jahresbericht als „Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins "und zu einem stattlichen Jahresheft erweitert, das außer den regelmäßigen Berichten über die Vereinstätigkeit und die Lage der deutschen Sprache Aufsätze über Gegenstände unseres Sprachlebens brachte, z. B. über die Ortsbenennung auf den geographischen Karten der Schweiz, über die Sprachreinigung, über Familiennamen (wobei die der Mitglieder als Beispiele dienten), über die Schulen mit fremder Unterrichtssprache, über Spittelers ablehnende Stellung zum Fremdwort u. a. Diese Jahreshefte bilden in ihrer stattlichen Reihe ein Bild schweizerischen Sprachlebens und eine eigenartige Leistung. Sie wurden meistens in kleinern oder größern Massen auch außerhalb des Vereins, besonders in Lehrerkreisen unentgeltlich verteilt und erschienen auch im Buchhandel.

Als der Verein etwas erstarkt war, konnte er an weitere Unternehmungen denken. 1908 fand er großen Anklang mit einer Merktafel für Kaufleute, einem Verzeichnis von etwa 50 gebräuchlichen fremdsprachigen Formeln und Wörtern mit danebenstehender Uebersetzung, zum Aufhängen in Geschäftsräumen eingerichtet. Einige Kreisdirektionen der Bundesbahnen und eine städtische Bauverwaltung bezogen sie in größerer Zahl; in reichsdeutschen Zeitungen wurde sie abgedruckt. 1911 erschien ein äußerlich und innerlich handliches Büchlein von Dr. Stickelberger, das das für den Schweizer Nötige über die Aussprache des Hochdeutschen enthielt (bei Schultheß & Cie., Zürich). Es wurde von der Oeffentlichkeit gut aufgenommen und in einigen Lehrerbildungsanstalten als Lehrmittel eingeführt; schon im nächsten Jahre wurde eine zweite Auflage nötig; heute ist es leider vergriffen. Derselbe rührige Verfasser gab 1914 im Auftrag des Vereins ein größeres Buch heraus: Schweizer Hochdeutsch und reines Hochdeutsch, einen

„Ratgeber in Zweifelsfällen bei Handhabung der neuhochdeutschen Schriftsprache", und zwar einen sehr geschickt für Deutschschweizer berechneten Ratgeber, der in Fragen der Wortwahl, der Wortform, der Satz- und Stillehre Bescheid gab. Das Buch wurde ebenfalls günstig besprochen; seine Verbreitung hatte schwer darunter zu leiden, daß es kurz vor Kriegsausbruch erschien, in einem Augenblick also, wo sozusagen kein Mensch für dergleichen Bücher etwas übrig hatte, und sich zu einer Zeit hätte durchsetzen sollen, wo das geistige Leben schwer darnieder lag. Das treffliche Werklein ist im Buchhandel noch zu haben und sehr empfehlenswert (Schultheß & Cie., Zürich).

Ein anderer Plan, nämlich Lebensbilder unserer heimischen Dichter herauszugeben, wurde damals schon ins Auge gefaßt, konnte aber erst später ausgeführt werden. Doch betrat der Verein das Gebiet des Schrifttums 1913 durch die Herausgabe eines volkstümlichen Büchleins über Gottfried Kellers Mutter (im Verlag G. Meyer, Zürich), in dem der Verfasser August Steiger nicht nur das Lebensbild dieser Frau, sondern auch ihre dichterische Darstellung in des Sohnes Werken betrachtete und diese Darstellungen als Beispiele echter Dichtung der Schundliteratur gegenüber stellte. Auch dieses „Büchlein fürs Volk" fand freundliche Aufnahme; es verschaffte dem Verein auch einige nue Mitglieder und zeigte ihn, der sich vorher durch seine sprachschützerischen Arbeiten einen nicht allen Ohren wohlklingenden Namen gemacht hatte, von einer neuen und „harmloseren" Seite.

Sogar an die bildende Kunst wagte man sich heran, nämlich durch die Herausgabe einer Ansichtskarte mit einem Bildnis Gotthelfs (1913). Die Karte sollte den Anfang einer Reihe solcher schweizerischer Dichterbildnisse bilden; aber der Erfolg ermunterte nicht zur Fortsetzung.

Daneben erließ man an die Presse Flugblätter und kleine Aufsätze über sprachliche Fragen. Besonders aufnahmefreudig zeigte sich für diese „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins" die „Thurgauer Zeitung". Ferner verteilte man den vom Allgemeinen deutschen Sprachverein herausgegebenen „Mahnruf an den deutschen Kaufmann" und vermittelte dessen „Verdeutschungsbücher"; die Versandstelle legte davon ein kleines Lager an und hält sie zur Verfügung. Auch richtete der Vorstand eine Eingabe an die Gasthofbesitzer zugunsten der deutschen Tischkarte (statt des „Menus") und hatte damit schönen Erfolg: einige Gastwirte antworteten ge-

radezu begeistert, nur einer grob; er erwiderte voll Aerger, daß ihn die Beschwerden seiner Kundschaft schon lange dazu — genötigt hatten.

1910 wurden eine Anzahl wichtigerer Geschäftshäuser ersucht, ihre Meinung über die muttersprachliche Ausbildung unserer Handelslehrlinge mitzuteilen; die Ergebnisse sind im 6. Jahresbericht (1910) zusammengestellt. (Ein Geschäftsherr meldete z. B., die meisten Lehrlinge könnten nicht einmal „ein kaufmännisch richtiger Brief" schreiben!).

Der Schriftführer, Herr Pfarrer Blocher, hielt in verschiedenen Vereinen und zürcherischen Schulkapiteln Vorträge über sprachliche Gegenstände. Eine Menge Kleinarbeit leistete er in Briefen und Eingaben an Amtsstellen, Geschäfte und Zeitungen. Da war (1910) ein Brief zur Umtaufe des Eidgenössischen Polytechnikums zugunsten des Namens Eidgenössische technische Hochschule (statt, wie geplant, „polytechnisch"), oder ein Brief an den Bundesrat mit Vorschlägen zur Verdeutschung des gräßlichen Namens „Meteorologische Zentralanstalt" (z. B. durch „Landeswetterwarte"); oder ein Aufsatz in einem schweizerischen kirchlichen Blatt gegen die zunehmende, in der Predigt besonders unpassende Fremdwörterei; ein Brief an eine Familienzeitschrift wegen verschiedener sprachlicher Verstöße, z. B. der Umstellung nach „und"; an ein Geschäft wegen der Unterdrückung des Fürwortes „wir"; an eine Gewerbeschule, in der mit „à, per, frs., vu" usw. gewirtschaftet wurde; an eine Schriftstellerin, die in der „N. Z. Z." von einer „Deternierung" gesprochen hatte, wobei ihr offenbar die „Detention" und die „Internierung" durcheinander gekommen seien; an eine Bezirksanwaltschaft, die in einer öffentlichen Ausschreibung das unvolkstümliche Wort „Eruierung" gebraucht; an eine Postdirektion, die auf einer Anzeige „Anmeldung am Guichet" verlangt hatte; an eine Zeitung, die den Namen Petersburg in Petrograd übersetzen zu sollen geglaubt usw. usw.

Wenn auch die Betroffenen nicht immer zugeben wollten, daß sie unrecht gehabt, so waren doch manche zum erstenmal auf solche Gesichtspunkte aufmerksam geworden und nahmen sich in Zukunft mehr in acht. Im Jahre 1910 ließ der Vorstand jedem Mitglied eine Anzahl roter Meldezettel mit Vordruck zukommen, auf denen sprachliche Mängel amtlicher und anderer öffentlicher Schriftstücke vermerkt werden sollten; der Vorstand prüfte die Meldungen und sandte je nach Bedürfnis dem „Angeklagten" auf einem grünen Zettel Vor-

schläge zur Verbesserung. So wurde ein Münchner Verleger darauf aufmerksam gemacht, daß er zu Unrecht seine Preise in „Frs. und Cts.“ angebe; denn sowohl die amtlichen wie die volkstümlichen Bezeichnungen seien „Franken und Rappen“. Eine Behörde der deutschen Schweiz wurde darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht nötig sei, Anvers und Bruxelles zu schreiben usw. Solcher grüner Zettel sind 1911 über hundert verschickt worden; natürlich war die Wirkung sehr verschieden; viele blieben unbeachtet; manche wurden zwar nicht beantwortet, aber doch befolgt; andere Empfänger antworteten freundlich und zustimmend, andere anders.

Der Verein war allmählich auch zur Auskunftsstelle geworden; der Schriftführer bekam von verschiedenen Seiten sprachliche Fragen zu beantworten. Eine eidgenössische Verwaltung gab ihm 1913 verschiedene dienstliche Drucksachen, im ganzen über 1000 Seiten, zur Durchsicht und nahm in manchen Fällen seine Verbesserungsvorschläge an.

Ein Plan, der vorläufig Plan bleiben mußte und später von anderer Seite aufgenommen und durchgeführt wurde, waren Kurse für Redekunst.

Der Erfolg aller dieser Bemühungen ist natürlich schwer festzustellen. Im Jahre 1912 hatte der Berichterstatter das deutliche Gefühl, es gehe vorwärts mit der Sache; am sichersten lasse sich das beobachten an der Stellung zum Fremdwort, dessen früher unbedingtes Ansehen doch etwas erschüttert zu sein scheine. In verschiedenen Lehrmitteln wurde bereits davor gewarnt. Natürlich darf der Sprachverein bei weitem nicht jede Besserung in dieser Richtung als sein Verdienst buchen; mancher Fortschritt lag im Zuge der Zeit begründet, und ein Buch wie Eduard Engels „Stilkunst“, dessen Verbreitung der Verein übrigens zu fördern suchte, hat auch in der Schweiz gewirkt. Hocherfreulich war im Jahre 1912 das Rundschreiben des Bundesrates an die Departemente, in dem er sie aufforderte, in ihren Berichten und andern Schreiben Fremdwörter möglichst zu vermeiden, „weil nicht alle Deutschschweizer Französisch, Lateinisch oder gar Griechisch gelernt haben“. Der Sprachverein sorgte für Verbreitung dieses Beschlusses, indem er ihn in der Presse veröffentlichte und als fliegendes Blatt gedruckt allen Departementen der deutschschweizerischen Kantonsregierungen und den größern Stadtverwaltungen zusandte, zugleich mit einer Empfehlung der Verdeutschungsbücher des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, von

denen dann 230 Stück bestellt wurden. Schon 1911 aber findet man einmal an der Jahresversammlung, es sei nicht gut, alle derartigen Erfolge, namentlich im amtlichen Sprachgebrauch, zu veröffentlichen, weil es solchen Amtsstellen auch Mißtrauen und Unannehmlichkeiten eintrage. Immerhin sei erwähnt, daß auf Anregung des Sprachvereins die Eidgenössische Oberpostdirektion 1912 z. B. die „Rebuts" in „unanbringliche Gegenstände" verwandelt hat, was zwar länger, aber dafür gemeinverständlich ist. Was man aber auf gewisser Seite dem bösen Sprachverein alles zutraute, zeigte ein Artikel, mit dem die „France Militaire" 1910 den bevorstehenden Besuch des französischen Präsidenten Fallières ankündigte: „Herr Fallières wird in Bern und überall mehr deutsche Reisende antreffen als Einwohner; an den Straßen wird er nur deutsche Gasthöfe sehen, und von hundert Leuten, die ihm begegnen, werden wenigstens fünfzig Germanen sein. Er wird so das Riesenwerk bemerken, das sie und ihr Sprachrohr, der Deutschschweizerische Sprachverein, zustande gebracht haben." Dieser gefährliche Verein zählte damals knapp 6 Jahre, 130 Mitglieder und fast 524 Franken Vermögen!

In seinem ersten Jahrzehnt wuchs der Verein langsam, aber stetig und brachte es auf 219 Mitglieder. Unter diesen stellten von Anfang an die Volks- und Mittelschullehrer eine stattliche Schar (1913 beinahe einen Drittel), und das war natürlich sehr wertvoll, weil durch sie eine Wirkung auf die Jugend und auf den öffentlichen Sprachgebrauch möglich war. Verhältnismäßig stark war die Geistlichkeit beteiligt, unter den Beamten die von der Post; doch auch Handel und Gewerbe waren vertreten. Im Verzeichnis wechseln Professor, Schriftsetzer, Schriftsteller, Zuckerbäcker, Bankbeamter, Lehrer, Postverwalter, Arzt, Buchbinder, Pfarrer, Goldschmied, Fürsprech und Zollsekretär miteinander ab. Der Verein war also recht volkstümlich zusammengesetzt; es war nur etwas wenig Volk dabei.

Diese Mitglieder waren über die ganze deutsche Schweiz und darüber hinaus zerstreut, aber in den Städten natürlich zahlreicher. Als die Zahl der in St. Gallen wohnenden Mitglieder die Zehn überschritten hatte, schlossen sie sich (am 22. Wintermonat 1911) unter Führung von Herrn Prof. Paul Oettli als Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins zu einer „Gesellschaft für deutsche Sprache St. Gallen" zusammen und vervielfachten rasch ihre Zahl. Der Zweigverein entfaltete eine lebhafte Tätigkeit in Vorträgen über sprachliche Gegenstände; die in der St. Galler

Tagespresse erschienenen Berichte und kleinere Beiträge („Sprachecken") erweckten Teilnahme an derartigen Fragen auch in weitern Kreisen. Der Verein wurde auch zur sprachlichen Auskunftsstelle. Das Verhältnis zum Gesamtverein wurde nicht satzungsgemäß geregelt, weil man zuerst Erfahrungen sammeln wollte in dieser Frage. Die Mitglieder der Ortsgruppe brauchten nicht zugleich dem Gesamtverein anzugehören, doch wurde der Beitritt in ihren Satzungen als sehr erwünscht bezeichnet, und die Ortsgruppe führte dem Gesamtverein im ersten Jahre 14 neue Mitglieder zu. St. Gallen wünschte ein etwas lockeres Verhältnis, weil ihm mehr an der Sprachpflege gelegen war als am Schutz der etwas weit entfernten Sprachgrenze; auch ließ sich so der Jahresbeitrag niedriger halten und damit das Tor weiter öffnen. Im Jahre 1915 löste dann St. Gallen — ohne daß es etwa zu einem Zerwürfnis gekommen wäre — die Verbindung mit dem Gesamtverein und blühte selbständig weiter.

Ein Jahr nach den St. Gallern, im Spätherbst 1912, taten sich zehn Berner Mitglieder unter dem Namen „Verein für deutsche Sprache in Bern" zu einem Zweigverein zusammen, der in ähnlicher Weise wirkte wie der in St. Gallen, aber von Anfang an in engerer Berührung stand mit dem Gesamtverein; alle seine Mitglieder gehören auch dem Deutschschweizerischen Sprachverein an. Er veranstaltet jeden Winter eine Reihe von Vorträgen, die auch von Nichtmitgliedern gut besucht werden und über die die Tagespresse zu berichten pflegt. Er brachte es bis 1914 auf 29 Mitglieder und stand zunächst unter der Leitung von Herrn Kaufmann Karl Schrämli.

Daß es in Zürich weder damals noch später zur Gründung einer Ortsgruppe kam, obschon natürlich viele Mitglieder in und um Zürich wohnen, hat seinen Hauptgrund darin, daß dort schon seit 1894 eine „Gesellschaft für deutsche Sprache" bestand, die ursprünglich in ähnlicher, volkstümlicher Weise wirkte wie der Sprachverein. Sie wurde dann allmählich zu einer Gesellschaft von Fachleuten der Sprach- und Literaturwissenschaft, aber trotz diesem Unterschied haben sich die Versuche, neben dieser Gesellschaft noch eine Ortsgruppe des Sprachvereins zu gründen oder eine Verbindung mit diesem herzustellen, als aussichtslos erwiesen. Das Verhältnis ist übrigens sehr freundlich, was sich schon darin zeigt, daß hie und da Vorträge gemeinsam veranstaltet werden. Auch sonst sucht der Ausschuß unseres Vereins die in und um Zürich wohnenden Mitglieder gelegentlich zu einem Vortrage zu versammeln.

Im Jahre 1912 wurde aus geschenkten und oder vom Vorstand zur Verarbeitung angekauften Büchern der Grundstock zu einer bescheidenen Vereinsbücherei gelegt, deren Wert darin besteht, daß sie Bücher enthält, die man anderswo nicht so leicht findet.

Die Unternehmungslust der ersten Jahre wurde in ziemlich engen Schranken gehalten durch die Mäßigkeit der Geldmittel, die zur Verfügung standen. Mit dem Jahresbeitrag von 5 Franken, wovon 3½ Franken für die Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins abgingen, war nicht auszukommen; denn der Druck des Jahresberichtes mit seinen Beiträgen usw. verschlang mehr als den Rest. Um den Jahresbeitrag niedriger halten zu können, wurden übrigens seit 1907 auch Mitglieder aufgenommen, die die Zeitschrift nicht bezogen und deshalb nur 2 Franken zahlten; es machten aber nicht viele davon Gebrauch. Der Verein war von Anfang an auf freiwillige Beiträge angewiesen und erhielt solche auch immer.

Das Schicksal eines Vereins hängt nicht bloß ab von seinen Satzungen, von der Mitgliederzahl und den Geldmitteln, vieles hängt ab von der Persönlichkeit der Leiter, und dieser persönlichen Seite muß noch ein Wort gewidmet sein.

Den Vorsitz führte, wie erwähnt, zunächst Herr Dr. Ris in Thun, der ihn aber aus Gesundheitsrücksichten schon nach einem Jahre niederlegte. Sein Nachfolger war der Hauptgründer des Vereins, Herr Brodbeck in Zollikon, der aber wegen Wegzugs ins Ausland ebenfalls nach einem Jahre schon zurücktreten mußte. Ihm folgte (1906) Herr Professor Dr. Schnorf von der Kantonsschule in Zürich, und als er nach vier Jahren wegen Arbeitsüberhäufung das Amt niederlegte, Herr Sekundarschulinspektor Dr. Schrag in Bern, der aber aus demselben Grunde nach zwei Jahren zurücktreten mußte. Schon früher hätte man den Vorsitz gerne dem Manne übertragen, der seit seiner Uebersiedelung von Sitten nach Zürich (1905) als Schriftführer weitaus die meiste Arbeit geleistet, Herrn Pfarrer Eduard Blocher, aber er hatte es bis jetzt stets abgelehnt, weil er als Schriftführer für den Verein und seine Sache mehr leisten zu können glaubte. Nun mußte er den Vorsitz doch übernehmen und hat ihn seit 1912 bis zum heutigen Tage trotz vieler Arbeit und vielen Anfechtungen bei manchmal schwankender Gesundheit treu und tapfer geführt. Als Schriftführer folgte ihm Herr Sekundarlehrer Häfeli in Zürich. Das Rechnungswesen besorgte im ersten Jahre Herr Postbeamter Lüthy in Bern, von 1905 bis 1912 Herr Kleiner, Kaufmann in Zollikon,

dann Herr Antener, Kaufmann in Bern (bis 1918). Neben dem geschäftführenden Ausschusse zählte der Vorstand 4—8 Beisitzer; zu diesen gehörten längere Zeit die Herren Dr. Stickelberger, Garraux, Oswald, Oettli und Senn.

So war der Deutschschweizerische Sprachverein beinahe zehn Jahre alt geworden und hatte mit seinen bescheidenen Mitteln die deutsche Sprache in der Schweiz zu pflegen und zu schützen gesucht, als der Weltkrieg ausbrach.

II. Während des Weltkrieges.

1914—1919.

Was ging der Weltkrieg einen Sprachverein an, dazu in einem neutralen Staate ohne einheitliche Landessprache? — Eine Gegenfrage: In welche Kreise hat der Weltkrieg seine Wellen nicht geworfen? Und da sich in diesem Kriege fast die ganze deutsche Welt und fast die ganze nichtdeutsche Welt gegenüber standen, so mußte er sich auch geltend machen in einem Verein für deutsche Sprache und in einem Lande, in dem Deutsch und Nichtdeutsch zusammenleben.

Die erste Wirkung war wie bei vielen andern Vereinen eine rein äußerliche, wirtschaftliche. Bei der Unsicherheit der Verhältnisse, dem schlechten Geschäftsgang, den steigenden Lebensmittelpreisen sahen sich manche Mitglieder zum Austritt genötigt. So verzeichnet schon die Rechnung vom Herbst 1914 nur noch 210 zahlende Mitglieder, und der Vorstand fand es für gut, den Jahresbeitrag um einen Franken herabzusetzen. Im Sommer 1915 war die Zahl auf 197 gesunken, aber im Herbst schon wieder auf 215 gestiegen; denn die aus wirtschaftlichen Gründen entstandenen Lücken wurden aus bestimmten andern Gründen wieder ausgefüllt. Ja, nach dem kurzen Rückschlag erlebte die Mitgliederzahl im nächsten Jahr, trotz wieder erhöhtem Jahresbeitrag, einen Aufschwung wie vorher und nachher nie, einen Zuwachs von 71 Mann, um ein Drittel seines Bestandes, und diese Entwicklung setzte sich, etwas gemäßigt, fort bis nach dem Kriege — das Jahr des „Friedens" brachte nochmals einen Zuwachs von 36 Mitgliedern. „Und das hat mit ihrem Singen" — eine gewisse Presse getan. Aber auch andere liebe Feinde haben wacker mitgeholfen; es kamen kräftige Angriffe auch aus der deutschen Schweiz, besonders aus akademischen Kreisen.

Nicht etwa, daß der Verein eine kräftige Werbetätigkeit entfaltet hätte, im Gegenteil. Im Herbst 1914 beschloß der Vorstand, keine Jahresversammlung zu veranstalten und auch keine Rundschau herauszugeben. Die Mitglieder erhielten nur ein Flugblatt mit einem knappen Jahresbericht, in dem der Satz stand: „Eine gewisse Zurückhaltung ist natürlich angezeigt. Haben wir schon immer sorgfältig darauf geachtet, daß wir nichts taten, was unsere welschen Miteidgenossen verletzen müßte, so erwächst uns in der gegenwärtigen Zeit die besondere Pflicht, alles zu unterlassen, was auf der Gegenseite als eine Herausforderung auch nur gedeutet werden könnte. Ob uns für diese Zurückhaltung jemand danken werde, darauf kommt es nicht an, sie ist jetzt einfach vaterländische Pflicht."

In aller Ruhe nahm der Verein seine Tätigkeit wieder auf. Von Stickelbergers „Aussprache des Hochdeutschen" erschien die 2. Auflage. Auch von Steigers Büchlein über Gottfried Kellers Mutter wurde bald eine neue Auflage nötig, und zu des Dichters hundertstem Geburtstage (1919) erschien eine dritte. Ein neues Unternehmen war das Merkblatt zur Bildung und Schreibung von Straßennamen in Ortschaften der deutschen Schweiz (1915); es wurde unentgeltlich dem „Zentralblatt für Gemeindeverwaltung" beigelegt und so an die richtigen Stellen geleitet. — Nach längerer Vorbereitung erschienen Ende 1917 im Buchhandel die ersten drei Hefte einer Reihe volkstümlicher Schriften, die hauptsächlich Lebensbilder schweizerischer Dichter enthalten, gelegentlich aber auch sprachliche Gegenstände behandeln sollten und „Volksbücher" genannt wurden. Den Reigen eröffnete das Bild eines Mundartdichters, Meinrad Lienerts, von Paul Suter gezeichnet; daneben stand, von Heinrich Stickelbergers Hand, das Gemälde Konrad Ferdinand Meyers, und Fritz Liebrich stellte uns Johann Peter Hebel dar, den wir ja auch zu den Unsern zählen dürfen. Diese Volksbücher wurden sehr gut aufgenommen, und wenn sie auch nie, wie man gehofft, eine Einnahmsquelle für den Verein geworden, im Gegenteil, so waren sie die Opfer wohl wert, schon deshalb, weil sie gegenüber allerlei Anfechtungen jener Zeit bewiesen, daß wir nützliche Arbeit leisten wollten. Im Herbst 1918 erschien eine weitere Gruppe von vier Heften, zunächst wieder zwei literarischen: Jeremias Gotthelf, von Otto von Greyerz eindringlich geschildert, und Huldrych Zwingli, von Oskar Farner, der das Bild des Mannes feinsinnig aus dem Spiegel seiner Sprache wiedergab. Der Zweck des folgenden Heftes war, die

Kenntnis vom schweizerischen Idiotikon zu verbreiten; da der Name dieses Werkes aber gar nicht volkstümlich ist, gaben wir Meinrad Lienerts anschaulicher Darstellung den schönen Titel „Die Stimme der Heimat". Unter der Frage: „Wie soll das Kind heißen?" behandelte August Steiger Sitten und Unsitten in der Wahl der Taufnamen.

Alle Hefte wurden in der Presse günstig beurteilt; die zweite Gruppe hatte aber schon stark unter den erhöhten Druck- und Papierkosten zu leiden; auch hatten wir in der Wahl des Verlages nicht gerade eine glückliche Hand gehabt.

1915 erschien auch die Jährliche Rundschau wieder und zwar recht stattlich. Sie brachte einen Aufsatz von Otto von Greyerz über Mundart und Schriftsprache in der Schweiz einst und jetzt, ferner eine rechtskundliche Darstellung der schweizerischen „Nationalsprachen" nach dem Rechte der Bundesverfassung, von Eugen Blocher (dem jetzigen Bundesrichter), und von Eduard Stettler eine Plauderei über sprachliche Merkwürdigkeiten Berns. Das Heft wurde in den Kreisen der eidgenössischen und kantonalen Räte und Beamten, der Rechtsgelehrten und anderer Akademiker unentgeltlich verteilt. Das Jahrbuch 1916 enthielt eine gründliche Arbeit Andreas Baumgartners über unsere Schrift und eine von Karl Häfeli über den Bedeutungswandel, besonders im Schweizerdeutschen, daneben eine Plauderei von Garraux über sprachliche Beobachtungen aus jener Zeit und eine von Eduard Blocher über den Zerfall der Mundart. Das nächste Heft mit dem Aufsatz eines Kaufmanns, Paul Anteners, über das Kaufmannsdeutsch wurde namentlich in den Handelskreisen verbreitet. Der Jahrgang 1918 brachte eine Arbeit Stickelbergers über die Sprache Hebels in den Erzählungen des Rheinländischen Hausfreunds, 1919 eine von Otto von Greyerz über Lautwirkungen der deutschen Dichtersprache; daneben untersuchte Konrad Bornhauser die Behandlung der deutschen Sprache im Geographischen Lexikon der Schweiz. Die Hauptarbeiten waren in der Regel an einer Jahresversammlung in öffentlichem Vortrag einer weitern Zuhörerschaft dargeboten worden; 1915 hatte die rührige Ortsgruppe Bern mit diesem Brauche begonnen; der damalige Vortrag von Otto von Greyerz war sehr gut besucht; der Zürcher Vortrag desselben Redners über Mattenenglisch und Berner Bubensprache (1919) füllte den „Zimmerleuten"-Saal.

Etwas Sprachkämpferisches wird in diesen Vorträgen und

ihrer Veröffentlichung in der Rundschau, die seit 1915 auch im Buchhandel erschien, niemand erblicken können. Immer wieder erklärt der Jahresbericht, daß der Verein Zurückhaltung üben und sich auf die Sprachpflege beschränken müsse. Die Berichte über die Vereinstätigkeit wurden denn gegenüber früher auch kürzer, da nicht mehr von Beschwerden und Eingaben die Rede sein konnte. Auch die Vortragstätigkeit der Ortsgrppe Bern war politisch durchaus harmlos. Es waren zum Teil Mundartabende, zum Teil handelte es sich um Fragen der Schrift, der Rechtschreibung, des Lautwandels, um ältere oder neuere Dichtung. Auch in Zürich fand man sich gelegentlich zusammen, so im Sommer 1919 zu einer volkstümlichen Gottfried-Keller-Feier und etwa zu einem Dichterabend. Allerlei Unerquickliches hatte freilich der jährliche Ueberblick des Vorsitzers über das Verhältnis von Deutsch und Welsch zu melden; aber da er nie etwas Unwahres meldete, kann man ihm auch keinen Vorwurf machen, und wichtig war es eben doch, daß gewisse Dinge irgendwo festgestellt und festgehalten wurden. Z. B. die Tatsache, daß im Herbst 1915 die Leitung eines großen Gasthofes in Lausanne ihren über 20 deutschschweizerischen Angestellten verboten hatte, unter sich deutsch zu sprechen, daß im Welschland eine große Begeisterung entstand für „le schwitzertütsch", das man früher als einen „dialecte guttural" verabscheut hatte. In Genf entstand 1916 sogar ein Damenkränzchen zur Erlernung des kräftigen „dialecte alémannique". Kurz vor Kriegsausbruch hatte ein bekannter welscher Zeitungsschreiber geglaubt, in der sonst ernsthaften Zeitschrift „Wissen und Leben" die Deutschschweizer ermahnen zu müssen, sie sollten die gemeindeutsche Schriftsprache aufgeben und ihre Mundart zur Schriftsprache erheben. In der in der Westschweiz vielgelesenen französischen Zeitschrift „L'Illustration" wurde die deutsche Sprache einmal die „langue maudite" genannt. Anderseits bemühte sich gerade damals eine bekannte Vereinigung zur Ausbreitung der französischen Sprache, die deutsche Schweiz mit deutsch geschriebenen Drucksachen zu versehen. Anderseits wieder erfuhren wir aus dieser jährlichen Sprachrundschau, daß sich 1916 ein gänzlich deutsches Solothurner Dorf aus geschäftlich-politischen Gründen einen französischen Namen beilegte, der glatt erfunden werden mußte. Die beigefügte Frage, ob derartiges in welschen Landen auch denkbar wäre, war doch sehr lehrreich. Ein fesselndes, obschon nicht unbedingt erfreuliches Schauspiel war es auch, wie z. B. in Zürich die französischen

Aufschriften, Anschläge, Warenverzeichnisse zunahmen, und wie sich eine hervorragende deutschschweizerische Zeitung noch fast dagegen wehren zu müssen glaubte, daß französische Geschäftshäuser ihre Empfehlungen in deutscher Sprache schickten, weil das ja „gar nicht nötig" sei. Aber erfreulich war dann doch auch wieder, wie ein welsches Blatt einem andern welschen Blatte auf die Finger klopfte, weil dieses sich über die Sprache der deutschen Eidgenossen lustig gemacht hatte. — Auch das Erwachen des tessinischen Selbstbewußtseins wurde aufmerksam (und wohlwollend) verfolgt bis zu den „Forderungen" von 1919.

Allmählich drang der Blick bei dieser Sprachrundschau über die Landesgrenzen hinaus. Da erfuhren wir z. B., daß 1918 das Deutsche in den Schulen der Vereinigten Staaten verboten wurde, während sich bei uns das Englische fast zur vierten Landessprache entwickelte und dem Französischen den Rang als Weltsprache ablaufen zu wollen schien. Da war es doch ein fesselnder Vergleich, wie die siegreichen Preußen 1871 in Versailles und Frankfurt noch französisch gesprochen, während sich 1919 Wilson „wie ein gewöhnlicher Indianerhäupling" eines Dolmetschers bedienen mußte und schließlich die Verhandlungen nur noch englisch geführt wurden, worüber sich in Paris Professor Aulard, der „Temps" und die französische Akademie schwermütige Gedanken machten. Im Anschluß an diese Beobachtungen fällt hie und da ein scharfes Wort über die sprachliche Gleichgültigkeit oder Feigheit unserer Deutschschweizer und über die Ueberheblichkeit eines welschen oder Tessiner oder ausländischen Zeitungsschreibers oder Politikers, aber nie — das sei ausdrücklich festgestellt — über das welsche oder Tessiner Volk, im Gegenteil.

An der Jahresversammlung 1916 wurde ein Unternehmen beschlossen, das dann neben der Herausgabe des Jahrbuches die Hauptarbeit bedeutete und auch die meisten Geldmittel in Anspruch nahm: ein eigenes Blatt. Vom Jänner 1917 an erschienen die „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins"; die Bezüger der „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins" erhielten diese von jetzt an als Beilage. Die „Mitteilungen" kamen zuerst monatlich drei- oder vierseitig heraus; als dann aber die Druckkosten stiegen, nur noch zweiseitig oder zweimonatlich, seit Herbst 1920 regelmäßig alle zwei Monate. Sie bildeten bald ein festes Band um die Mitglieder, das sie noch stärker zusammenhielt als die bloß jährlich erscheinende Rundschau und auch als die „Zeitschrift", die

ja ohnehin nur etwa zwei Drittel der Mitglieder hielten. In unserm „Blättchen“ konnten wir unsere besondern deutschschweizerischen Sprachfragen behandeln und den Inhalt unsern Bedürfnissen anpassen. Vorerst diente es, wie seine große Schwester, der Belehrung und Anregung der Mitglieder, war also für innere Wirkung bestimmt. Wenn aber bestimmte einzelne Fälle sprachlichen Mißbrauchs besprochen wurden, erhielten die Urheber solchen Mißbrauchs das Blatt zugesandt. So z. B. der Schriftleiter der Zeitung, die berichtet hatte, die Postsäcke aus Papier stünden denen aus Sackstoff an „Solidarität“ nicht nach und die Hauptsprachen unseres „Kontingents“ seien die und die; oder der Verfasser des Marktberichts, der von „Rüblis“, „Kohlrabis“ und „Munis“ sprach, der Leiter einer volkstümlich sein wollenden Zeitschrift, der von „Exclusivismus“, „Misoneismus“ und „Zivilprozedur“ fabelte und mit einem in weitesten Kreisen unbekannten lateinischen Spruche schloß; der Leiter einer Depeschenagentur, der vom „Plenum der Vollversammlung“ des Reichstages gesungen, und jener Johann Eduard Mayer, der den Genfer Regierungsrat ersuchte, sich künftig Mahyère nennen zu dürfen. Aber auch der Kommandant eines Divisionskreises, der laut öffentlichem Aufgebot verlangte, daß jeder einrückende Soldat zwei Paar „volluminöse“ Schuhe mitbringe, und ein kantonales Brennstoffamt, das öffentliche Mitteilungen machte über die Zuteilung von „Brennstoffmaterialien“; auch jener kantonale Militärdirektor, der die „obligatorische Schießpflicht“ ausschrieb usw. Also ein wenig wirkte das Blatt auch außerhalb unseres Kreises; denn wenn sich auch die Betroffenen in der Regel nicht rührten und wir die Wirkung meistens nicht verfolgen konnten, so ist doch anzunehmen, daß mancher Stupf nicht umsonst war und mancher Außenseiter wenigstens anfing, über solche Dinge nachzudenken. Auch verbreitete sich so allmählich die Kenntnis, daß es jemand gab, der einem auf die Finger schaute und einen bloßstellte, wenn man sich ohne Not lächerlich machte. Meistens aber wurden in unserm Blatte allgemeine Fragen behandelt: das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache, die deutschen Monatsnamen, Modewörter, Höflichkeitsformeln, die Rechtschreibung, auch eine Menge Einzelfragen zur Wort-, Satz- und Stillehre, natürlich auch das Fremdwort im allgemeinen und in einzelnen Fällen. Ein Briefkasten gab Antwort auf allerlei Fragen, z. B. über Ursprung und Bedeutung der Mundartwörter Hürempeiß, beiten, Schaffreiti usw. Daneben fanden sich Besprechungen neuerer,

meist schweizerischer Bücher, Aufsätze und Vorträge, vor allem jeweilen der neuen Hefte des Schweizerischen Idiotikons. Gedenktage erinnerten an hervorragende Schweizer wie Gottfried Keller, Zwingli, Adolf Frey und ihre sprachliche Bedeutung. Auch das sprachpolitische Leben fand seine Beobachtung. In der Hauptsache leistete das neue Blatt Sprachpflege innerhalb des Vereins. Die Schriftleitung besorgt der Schriftführer des Vereins.

Trotz der bewußten Zurückhaltung in der sprachschützerischen Arbeit nach außen und der Vermehrung der Sprachpflege innerhalb des Vereins nahm dieser in den spätern Kriegsjahren, zu denen wir auch noch das „Friedens"-jahr 1919 zählen, stetig und verhältnismäßig stark zu, wurde aber auch mehrmals heftig angegriffen. Den Zuwachs verdankte er zum großen Teil jener Presse, die in ihrem Deutschenhaß so weit ging, daß viele Deutschschweizer Anschluß suchten bei einem Verein, der sich zur deutschen Sprache und zum deutschen Volkstum bekannte und sich nicht schämte, sich deutsch zu nennen, während andere in Nachahmung der „Suisse alémannique" nur noch von einer „alemannischen Schweiz" zu reden wagten. Wenn der Sprachverein die Stimmung durch eine kräftige Werbetätigkeit hätte ausnutzen wollen, hätte er gewiß noch mehr Mitglieder gefunden; da er sich aber auf seine sprachliche Arbeit beschränkte, erstand ihm 1917 ein Nebenbuhler in dem „Verband der Deutschschweizerischen Gesellschaften", die schon 1916 in Basel, Glarus, Zürich und Bern gegründet worden waren zur Pflege staats- und kulturpolitischer Ziele. Die Arbeitsgebiete berührten sich also, aber sie deckten sich nicht. Der neue Verein hatte eine Anzahl Mitglieder mit dem Sprachverein gemeinsam, was wohl zu Verwechselungen geführt haben mag.

Wenn hier von allerlei Angriffen die Rede ist, denen der Sprachverein damals ausgesetzt war, so geschieht es nicht, um das alte Kriegsbeil wieder auszugraben, sondern nur, weil es zu seiner Geschichte gehört und zum Bilde jener aufgeregten Zeit.

Anfangs 1916 hatte ein Basler Student (mit Rücksicht auf sein damaliges Alter sei er nicht mit Namen genannt; er hat übrigens seither nicht verfehlt, sich unmöglich zu machen) in mäßig gutem Deutsch eine Schrift herausgegeben: Wesen und Ursprung der „Stimmen im Sturm", und darin behauptet, hinter der Genossenschaft „Stimmen im Sturm", die seit 1915 einige politische Schriften herausgegeben hatte, verstecke sich der Deutschschweizerische Sprachverein, der sich bemühe, die französische Sprache aus der Schweiz zu ver-

drängen, die Welschen von Haus und Hof zu vertreiben und den Anschluß der Schweiz an Deutschland vorzubereiten usw. Richtig war ja, daß einige tätige Mitglieder des Sprachvereins der Genossenschaft „Stimmen im Sturm" angehörten, und daß deren Schriften eine Zeitlang den Mitgliedern des Sprachvereins kostenlos zugesandt wurden; aber diese Schriften waren noch lange nicht so deutschfreundlich gehalten, wie die welsche Presse franzosenfreundlich und deutschfeindlich zu schreiben pflegte. Ferner konnte man in jenen aufgeregten Zeiten, wo fast jedermann so oder so Partei nahm, auch den Mitgliedern des Sprachvereins nicht verwehren, außerhalb des Vereins in ihrem Sinne zu wirken; nur der Verein als solcher durfte sich nicht politisch betätigen. Der Vorstand hat denn auch die Annahme dieser „Stimmen" nie beschlossen, sondern sich die Schenkung zunächst nur gefallen lassen und dann, als ihm das von außen übel gedeutet worden war, abgelehnt. Er veröffentlichte eine kurze Erwiderung auf den Angriff; darauf erschien ein nicht unterschriebenes Flugblatt zugunsten der Schmähschrift; — die Sache machte Aufsehen. Der Erfolg war, daß wir jenes Jahr weniger Austritte und mehr Eintritte hatten als je zuvor.

Um die Verbreitung jener Schrift hatte sich namentlich die Neue Helvetische Gesellschaft bemüht, die im Sprachverein einen Gegner ihrer Bestrebungen erblicken zu müssen glaubte. Aber wie einige Mitglieder des Sprachvereins bei den „Stimmen im Sturm" und bei der Deutschschweizerischen Gesellschaft beteiligt waren, so einige andere bei der Helvetischen. Im Sprachverein pflegten sie ihre Sprach- und Kulturgemeinschaft mit Deutschland, in der Helvetischen Gesellschaft ihre staatliche Gemeinschaft mit den Welschen und Tessinern. Diese Doppelstellung entsprach also der natürlichen Doppelstellung jedes Schweizers. Doch bildete sich zwischen den beiden Vereinen allmählich ein öffentlicher Zwiespalt heraus. So wenig der Sprachverein bei seinem Zusammenhang mit dem Allgemeinen deutschen Sprachverein, der hauptsächlich im Bezug der „Zeitschrift" bestand, und bei seiner sprachschützerischen Arbeit dem Rufe politischer Deutschfreundlichkeit entgangen war, so wenig vermochte sich die Neue Helvetische Gesellschaft den Ruf einer neutralen Vereinigung zu erhalten, sondern erschien in weiten und gebildeten Kreisen als die Vereinigung der grundsätzlichen Deutschfeinde. Derartige, in aufgeregten Zeiten gefällte Urteile mögen heute als Irrtümer erkannt werden; hinterher ist das leicht zu sagen — damals sprühten Funken.

So namentlich, als im Sommer 1916 Herr Professor Ernst Bovet in der Zürcher Gruppe der N. H. G. einen Vortrag hielt über „Demokratie und Individualismus", in dem er den Sprachverein und seine Sprachreinigungsbestrebungen heftig angriff, darin lebhaft unterstützt von Konrad Falke. Der Schriftführer des Sprachvereins (Steiger) verlangte als Mitglied der N. H. G. Gelegenheit zu einem ebenfalls öffentlichen Gegenvortrag, und als ihm das verweigert wurde, sprach er an der Jahresversammlung des Sprachvereins 1916 in öffentlichem Vortrag, zu dem die Zürcher Mitglieder der N. H.G. eingeladen und zahlreich erschienen waren, über die Berechtigung einer deutschen Sprachbewegung in der Schweiz. Erfolg: einige Eintritte. Der Vortrag erschien dann auch im Buchhandel und wurde an die auswärtigen deutschschweizerischen Mitglieder der N. H. G. versandt. Einige Hefte kamen uneröffnet, aber mit Grobheiten beschrieben zurück, für einige andere kam die Anmeldung zum Beitritt.

Gegen die Sprachreinigung zog im Mai 1918 auch Herr Professor Tappolet zu Felde in einem Vortrag, den er dann im Sommer 1919 in der Zeitschrift „Wissen und Leben" veröffentlichte. Er stellte diese Bestrebungen als „ausländischen Import" hin und erklärte den Verein als unschweizerisch und vaterlandsgefährlich. Die Zeitschrift war so anständig,eine Erwiderung unseres Mitgliedes Herrn Professor Oettli und eine persönliche Bemerkung des schwer angegriffenen Schriftführers aufzunehmen, ... geschadet hat uns auch dieser Sturm nicht, so wenig wie 1920 ein noch mit dem Weltkrieg zusammenhangender Seitenhieb im Jahresbericht der Neuen Helvetischen Gesellschaft, wenn auch der Streit sich bis 1921 hinauszog. Auch sonst kamen etwa Seitenhiebe und Nadelstiche vor, merkwürdig selten von welscher Seite. Der Jahresbericht von 1916 kann melden, daß es mit unserer Sache vorwärts zu gehen scheine, daß die Zeitungen sich gelegentlich auch für die deutsche Sprache wehren.

Sehr viel hat dem Sprachverein genützt — der Friede von Versailles. Als dieses Werk, das Herr Prof. Bovet dann mit anerkennenswertem Freimut einen Wortbruch nannte, erschienen war, erblickte der Vorstand des Sprachvereins darin eine dem gesamten Deutschtum, also auch unserer Muttersprache drohende Gefahr und trat an die Oeffentlichkeit mit einem „Aufruf an alle Deutschschweizer", der in den fünf Hauptzeitungen der deutschen Schweiz erschien und dem Verein etwa fünfzig neue Mitglieder zuführte. Am Ende der Kriegszeit, im Herbst 1919, zählte er 351 Mitglieder, 150 mehr

als im ersten Kriegsjahr, immer noch wenig genug, aber wenn man alle Schwierigkeiten bedenkt, verhältnismäßig viel. Und das trotz der Zurückhaltung in sprachschützerischer Arbeit. Er hatte schwere Angriffe hinter sich, hatte aber auch fünf Jahrbücher und sieben „Volksbücher" herausgegeben und sich eine sehr bescheidene, aber doch eigene Zeitschrift geschaffen. Für den äußeren Zuwachs hatten namentlich seine Feinde gesorgt, für den inneren Ausbau die große Opferwilligkeit seiner Freunde.

III. Nach dem Weltkrieg.

1919—1929.

Nach den Stürmen des Weltkrieges, der seine Wellen auch in das Leben des kleinen Sprachvereins geworfen, trat dieser wieder in die Bahn ruhiger Entwicklung und suchte seine Formen auszubauen.

Aeußerlich kam es freilich bald zu einem Rückschlag. Die Teuerung der ersten Nachkriegsjahre, unter denen namentlich die Festbesoldeten litten, — und diese bildeten einen großen Teil der Mitglieder — machte sich in allen Kulturgesellschaften geltend und zwang auch bei uns manches Mitglied zum Austritt, namentlich als uns die Steigerung der Papierpreise und Druckkosten zwang, den Jahresbeitrag um 2 Franken zu erhöhen, also auf 5, mit Zeitschrift auf 7, für Mitglieder des Zweigvereins Bern gar auf 9 Franken. Hie und da meldete sich ein Volksschullehrer bei uns ab unter dem Hinweis auf die bekannten „Verhältnisse", ganz selten jemand aus grundsätzlichen Erwägungen. So sank die Zahl von 357 im Herbst 1920 bis Herbst 1923 auf 319, stieg dann aber langsam wieder, bis Herbst 1929 auf 373 und bis Jahresende auf 400. Fast ein Drittel der Mitglieder sind Lehrer, darunter die Hälfte Mittelschullehrer. Von den übrigen Akademikern sind die Juristen (mit 30) und die Geistlichen (mit 25) die zahlreichsten. Ferner zählen wir heute über 80 Beamte von Bund, Kantonen und Gemeinden, Post und Eisenbahn, etwa 20 Mann vom Groß- und Kleingewerbe, besonders aus der Buchdruckerei, und 5 Schriftleiter. Am zahlreichsten sind sie natürlich in den Städten. Der Zweigverein Bern zählt 70 Mitglieder; in und um Zürich wohnen etwa 100, in und bei Basel 40, in Aarau 20, in St. Gallen 20. Für die Mitglieder von Zürich und Umgebung, wo sich aus den früher erwähnten Gründen ein Zweigverein nicht wohl gründen läßt, veranstaltet der Ausschuß hie und da einen Vortrag, öfters zusammen mit der Gesellschaft

für deutsche Sprache und Literatur; so kam 1922 und 1927 Ernst Schnackenberg mit plattdeutscher Dichtung zum Wort, 1922 Herr Professor Behaghel u. a. 1923 veranstalteten wir einen deutsch-schweizerischen Mundartenabend mit Vortrag des Schriftführers und teils gesungenen, teils von Vertretern der Landschaften gesprochenen Mundartproben. Einigemal versammelte man sich in kleinerm Kreise zur Behandlung sprachlicher Fragen.

Zu schöner Blüte brachte es der Zweigverein Bern, den von 1918 bis 1920 Herr Dr. Fischer leitete, bis 1922 Herr Antener, seit 1923 Herr Professor Dr. von Greyerz. Er veranstaltet jeden Winter etwa sechs Vorträge, die meist gut besucht sind, auch von Nichtmitgliedern. Ueber diese Tätigkeit gibt folgendes Verzeichnis Auskunft:

1. **Allgemeines.** Das Recht auf die Muttersprache. — Das Denken in der Sprache. — Ueber das Wesen des Witzes. — Die deutsche Sprache im Rechtsleben. — Von Mühen und Nöten der Uebersetzungskunst. — Stefan Georges Dante-Uebersetzung. — Laut und Sinn. — Sprachliche Mißverständnisse. — Humor und Spieltrieb in der Sprache. — Die Sprache des schweizerischen Schauspiels einst und jetzt. — Luthers Reformationslied. — Wie soll man Gedichte vortragen? — Deutsche Sprichwörter.
2. **Sprach- und Stillehre.** Zur Laut- und Wortlehre. — Sprachfehler und Sprachgebrauch. — Ueber den Gebrauch und Mißbrauch von Partikeln. — Streifzug durch die deutsche Satzbildung. — Reform der deutschen Rechtschreibung. — Kürzung von Wörtern und Wortgruppen. — Aus der Wortbedeutungslehre. — Modewörter. — Ueber den Amtsstil. — Ueber Stildeutung.
3. **Namenkunde.** Ueber Eigennamen und Gemeinnamen. — Ueber bernische Eigennamen. — Ueber bernische Ortsnamen. — Ueber die Bedeutung von deutschen Ortsnamen. — Ueber schweizerische Ortsnamen.
4. **Mundartliches.** Aus dem Leben der Gebirgsmundarten. — Berner Mattenenglisch. Die Mundart des Oberhasli, des Saanenlandes, des Oberaargaus. — Mundartdichtung in Vorarlberg. — Schwäbische Mundartdichtung. — Mundartliches bei Schweizer Schriftstellern.
5. **Aus dem Schrifttum.** Ueber Friedrich von Logau. — Jeremias Gotthelfs Roman „Herr Esau". — Der Volksdichter G. J. Kuhn. — Paul Hallers Dichtungen. — Der Zürcher Dichter William Wolfensberger. — Arnold Ott als sozialer Dramatiker.

Mit der Gründung eines Zweigvereins Basel hat sich der Vorstand schon mehrmals beschäftigt, ohne zu einem Erfolg zu kommen, aber auch ohne die Sache ganz aufzugeben.

Die Gesellschaft für deutsche Sprache St. Gallen gehört seit 1915 dem Sprachverein nicht mehr an; da sie aber aus ihm hervorgegangen ist und im selben Sinne wirkt, auch manche ihrer Mitglieder ihm immer noch angehören, darf hier doch gesagt werden, daß sie es auf 108 Mitglieder gebracht hat und ebenfalls jeden

Winter eine Reihe gut besuchter Vorträge veranstaltet, über die die Presse berichtet. Mit der st. gallischen Heimatschutzvereinigung zusammen hat sie schon zwei Mundarten- und Trachtenabende durchgeführt; mit dem Historischen Verein hat sie bei Anlaß der neuen Vermessung sich der Schreibweise der Orts- und Flurnamen angenommen. Seit dem Rücktritt von Herrn Professor Oettli (1918) leitet sie Herr Professor Dr. Hilty, der auch sehr geschickt gestaltete „Sprachecken" in die Presse bringt.

Daß es inner- und außerhalb des Vereins etwas ruhiger geworden, sieht man schon den Jahresberichten an: sie sind kürzer geworden als früher und fast etwas eintönig; denn die Hauptarbeit besteht nicht mehr in Beschwerden, Gesuchen und andern Eingaben an Behörden und Körperschaften, sondern in der Vorbereitung und Verbreitung der „Jährlichen Rundschau" und der zweimonatlichen „Mitteilungen", denen nach wie vor die Zeitschrift (seit 1925 „Muttersprache" genannt) des Allgemeinen deutschen Sprachvereins beigelegt wurde. Diese Zeitschrift beziehen jetzt etwa drei Viertel der Mitglieder.

In der „Rundschau" erscheint nach dem Tätigkeitsbericht regelmäßig die Uebersicht des Vorsitzers über die Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland, die dem Jahresheft besonders seit der Erweiterung auf das Ausland einen eigenen Reiz und Wert gibt. Die alte Ueberschrift „Deutsch und Welsch" (1922—23 „Deutsch und Undeutsch") war zu eng geworden und hätte schon deshalb nicht mehr recht gepaßt, weil von den Welschen fast nicht mehr die Rede war darin; denn sie gaben seltener Anlaß zu Klagen, und auch aus ihrer Presse war „le fameux Sprachverein" ziemlich verschwunden. Mit Vergnügen bemerkt der Berichterstatter 1920, daß die Hochschulen Genf und Lausanne zusammen einen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur gegründet und mit einem Deutschschweizer besetzt haben, und 1923, daß in Genf eine Gesellschaft für deutsche Kunst und Literatur gegründet worden sei. In Eisenbahnerkreisen erhebt sich allerdings (1925 und 1926) Unzufriedenheit über die parteiische Behandlung der deutschschweizerischen Angestellten im Lausanner Kreis der Bundesbahnen, dem u. a. auch die durch ganz deutsches Gebiet führenden Strecken Bern-Biel und Bern-Thun angehören [1]). Nicht gerade freund-

[1]) Der Sturm der Entrüstung, der im Jänner 1930 im „Bund" ausbrach, gehört zeitlich nicht mehr in den Rahmen dieser Darstellung.

eidgenössisch dachte auch das Neuenburger Stadtratsmitglied, das den Nachbarkantonen verbieten wollte, auf den Wegweisern Neuenburg zu schreiben statt Neuchâtel, der Rat hat natürlich den Antrag abgelehnt — schon der Gedanke an allfälliges Gegenrecht zwang dazu. In der Lausanner „Gazette" klagte einer (1925) über drohende Verdeutschung des Berner Juras, z. B. über die deutschen Pfarrämter von Delsberg und Münster, obschon das Deutsche im Kanton Bern doch immer noch Amtssprache ist. In Zürich beklagte sich niemand, als zur selben Zeit der ganz deutsche Kanton die Lasten des französischen Pfarramtes von Zürich, das also nur Kantonsfremden dient, übernahm. Welsche Blätter bewitzelten auch die Eidgenössische Oberpostdirektion, als sie für „Interurbanes Bureau" den Ausdruck „Fernamt" einführte. Häufiger freilich spotten welsche Blätter über unsere Fremdwörterei, und die Lausanner „Gazette" wie das Genfer „Journal" wenden sich scharf gegen die „helvetische" Sprachmischung, die z. B. das Wort „perron" in gänzlich falscher Bedeutung eingeführt habe. Im „Bieler Jahrbuch" von 1927 und 1928 wird die Frage der schweizerischen Zweisprachigkeit von deutscher und welscher Seite erörtert, und zwar von beiden Seiten in ablehnendem Sinne; es ist aber bezeichnend, daß sich die welsche Presse um die Sache kümmert, während die deutschschweizerische von diesen Auseinandersetzungen kaum Kenntnis nimmt; es handelt sich ja „nur" um die Sprache! — Fesselnd sind in dieser Sprachrundschau besonders die Berichte aus dem Tessin: die Aufhebung der deutschen Bundesbahnerschulen, die Forderungen auf besondere Unterstützung der „Assimilisations"-bestrebungen, der Gedanke an ein Verbot fremdsprachiger Ladenschilder, ja sogar an eine „Kontingentierung" deutschschweizerischer Niederlassungen u. a. zieht an uns vorbei. Auch die Bemühungen der italienisch und romanisch sprechenden Bündner werden beobachtet — immer mit Anerkennung des guten Willens des Volkes, aber manchmal mit Zweifeln an dem der Führer.

Am meisten aber gibt zu reden das Verhältnis der Deutschschweizer zu Mutter- und Fremdsprache, die echt deutsche übertriebene Verehrung des Fremden und die Gleichgültigkeit gegenüber dem Heimischen. Für die Mundart zwar ist die Teilnahme viel lebhafter als früher; die einstige Geringschätzung der „Bauernsprache" ist völlig verschwunden; die schriftdeutsche Gemeinsprache dagegen wird innerlich oft vernachläßigt und äußerlich hintangesetzt. Eine Menge bezeichnender Kleinigkeiten ergeben da nicht gerade ein erfreuliches Bild:

ein Basler Gesangverein singt in Mülhausen lauter französische Lieder (Jahresbericht 1922), und ein Basler Regierungsrat begrüßt die Straßburger Bürgerschaft mit einer französischen Rede (Jahresbericht 1923) und muß sich vom französischen Bürgermeister dieser Stadt auf elsässerditsch antworten lassen — als eindrucksvolles Gegenstück erwähnt hier der Bericht jenen Basler Bürgermeister, der Ludwig XIV. deutsch ansprach, obschon er französisch konnte; der frühere Schweizer Männerstolz vor Königsthronen scheint also stärker gewesen zu sein als der heutige vor fremden Zeitungsschreibern. Ein deutschschweizerischer Geschäftsmann setzt häufig die deutsche Sprache an zweite oder dritte Stelle, wenn er sie nicht ganz verleugnet und seinen Zwieback von Bern nach Zürich schickt in einer Verpackung, auf der alle Angaben französisch sind außer der Gewichtsangabe; denn diese ist — englisch; deutsch steht kein Wort darauf. Welche deutschschweizerische Fabrik würde ihre Erzeugnisse einfach Schokolade nennen? „Chocolat" heißt es auf den Tafeln am Scheunentor bei Hombrechtikon und „Chocolade" an der Wand eines Stadels auf dem Sternenberg! Eine große Zeitung wehrt sich mit Recht gegen Wörter wie rodeln und Fasching, aber auch gegen Bahnsteig, Kraftwagen und Rundfunk, und das mit windigen Gründen. Um diese Wörter tobte 1926 ein großer Zeitungsstreit; sie wurden beinahe als Zeichen hochverräterischer Gesinnung gebrandmarkt, und die Eidgenössische Oberpostdirektion glaubte den Kraftwagen dem Automobil opfern zu müssen. Trotzdem wagte es die zürcherische Straßenbahndirektion im nächsten Jahre, einen „Kraftwagendienst" einzurichten — darob neuer Sturm! Als im bernischen Stadtrat ein Mitglied den Vorschlag machte, in der Geschäftsordnung einige Fremdwörter zu ersetzen, z. B. Traktandenliste durch Geschäftsverzeichnis, da glaubte ein anderes Ratsmitglied, vor der „Verdeutschungswut" warnen zu müssen, und hatte Erfolg! Und dabei spotten doch unsere Welschen beständig über unsere Verwelschungswut.

Jene Zeitungskämpfe hatten sich aber erhoben, weil eine Eisenbahndirektion einige sprachliche Neuerungen gewagt hatte. Auf den neuen Zürcher Bahnhöfen Enge und Wiedikon, ja sogar auf dem Hauptbahnhof gab es nämlich Bahnsteige, Wirtschaften und Abtritte, und trotz allen Rempeleien blieb es dabei. Auch sonst weiß die Sprachrundschau allerlei Erfreuliches zu berichten von sprachlichem Mannesmut und Stolz: Ein Schweizer Chirurg in Amsterdam erklärte (J. B. 1926) seinen Austritt aus der Internationalen Chirur-

gengesellschaft, weil sie die Fachgenossen aus Deutschland und Oesterreich aus ihren Reihen und die deutsche Sprache aus ihren Verhandlungen ausgeschlossen hatte. Aus demselben Grunde lehnten (J. B. 1922) die Vertreter der Augenheilkunde an den drei deutsch-schweizerischen Hochschulen die Teilnahme an einer Fachversammlung in Washington ab. Mittlere und kleinere Blätter bringen manchmal Aufsätze gegen die Fremdwörterei und für die Pflege einer guten Schriftsprache; der Jahresbericht 1928 kann eine ganze Reihe solcher erwähnen. Trotz einer grundgelehrten Eingabe eines angesehenen Fachmanns und frühern Ratsmitgliedes findet der Ständerat, es bestehe kein Grund, im Entwurf des Enteignungsgesetzes das Wort Enteignung durch Expropriation zu ersetzen. Eine Zeitung wehrt sich auch dagegen, daß ein eidgenössisches Departement, das von einem welschen Bundesrat verwaltet wird, mit der deutschen Schweiz französisch verkehre.

Die Lichtseiten fehlen also auch nicht. Das Verdienst dieser eigenartigen jährlichen Uebersicht besteht aber darin, daß eine Menge Einzelnachrichten, die in der Ueberfülle des Zeitungsstoffes unfehlbar verloren gehen würden, regelmäßig gesammelt und geordnet werden und so unsrer Sprach-, ja der Kulturgeschichte erhalten bleiben.

Wichtig ist aber auch die Betrachtung des sprachlichen Kräftespiels im Ausland, wie sie seit 1919 regelmäßig angestellt wird. Der Bericht von 1919 sagt lebhafte Sprachkämpfe voraus (die dann auch entstanden sind), weil nun deutsche Minderheiten in vielen Staaten bestünden, und weil heutzutage die völkischen Leidenschaften der Herrenvölker viel mehr als früher von Berufspolitikern zur Unterdrückung der Minderheiten aufgepeitscht würden. Andere grundsätzliche Erörterungen gelten dem Vorurteil, daß die „Beherrschung" fremder Sprachen gleichbedeutend sei mit höherer Bildung. Besonders fesselnd, manchmal geradezu erschütternd ist das Bild der vorausgesagten Sprachenkämpfe in den einzelnen Ländern. 1921 taucht bei der Besprechung der Lage im Südtirol zum erstenmale der Name der Faschisten auf, und dann machen wir Jahr für Jahr die Leiden jenes im Zeitalter des „Selbstbestimmungsrechtes" um seine Muttersprache betrogenen Volkes mit: 1922 wird Bozen von den Schwarzhemden besetzt; 1923 werden die deutschen Schulen aufgehoben, 1924 die alte Lehrerbildungsanstalt in Bozen; 1925 erhalten junge Leute keine Pässe mehr zum Besuch ausländischer Mittel- und Hochschulen; 1928 sind die Geschlechtsnamen italianisiert. Ebenso spannend, aber

erfreulicher ist die in diesen jährlichen Stufen festgestellte Entwicklung im Elsaß: 1920 sehen wir das „malaise“ im Schulwesen beginnen; 1921 hören wir die Franzosen noch spotten über „la Muttersprache“; 1922 sehen wir den Widerstand erwachen, 1923 sich verstärken, 1925 im Volke offen ausbrechen; es fehlen nur noch die Führer; 1926 ist auch die Führerfrage gelöst und 1928 der schmähliche Autonomistenprozeß durchgeführt.

Gelegentlich fällt der Blick auch auf die sprachlichen Vorgänge im Saargebiet, in Böhmen, im Balkan; wir erleben auch den Aufschwung des Flämischen mit und hören zwischenhinein mit Vergnügen, wie sehr der Papst die deutsche Sprache schätzt, daß eine deutsche Schule in Moskau gegründet und deutscher Unterricht da und dort im Morgenland eingerichtet wird, ja sogar in Frankreich („pour démocratiser l'Allemagne!“), wie sehr das Deutsche gepflegt wird in Skandinavien, in Japan und China, daß es auf dem Internationalen Arbeitsamt in Genf als dritte Verhandlungssprache anerkannt wird, und daß 1928 auf der Berliner Versammlung der Interparlamentarischen Union, an der Vertreter von 15 Parlamenten teilnahmen, die Verhandlungen deutsch geführt wurden. Etwas kläglich macht sich freilich dazwischen die Haltung der Internationalen Tuberkulosekonferenz von Lausanne (1924), wo die deutsche Sprache ausgeschlossen war und ein deutschbernischer Professor französisch reden mußte — und redete. Freilich meinen manchmal auch Geschäftsleute in Deutschland und Oesterreich, mit der deutschen Schweiz französisch verkehren zu müssen.

Aus diesen jährlichen Lagebildern kann man einen Wiederaufstieg der deutschen Sprache herauslesen. Auch fesselt darin das Schauspiel, das das Französische und das Englische bieten in ihrem Wettlauf um die Weltgeltung, in dem das Englische Sieger zu werden scheint; auf alle Fälle ist die Alleinherrschaft des Französischen gebrochen; ja, an der Abrüstungskonferenz von Washington (1921) wird zum großen Schmerz der Franzosen nur englisch gesprochen.

Neben diesem regelmäßig wiederkehrenden Rundblick brachte das Jahresheft auf seinen 30 bis 50, 1925 sogar 72 Seiten größere Arbeiten meist sprachlichen Inhalts: über die schweizerische Soldatensprache (von Dr. Baechtold), Künstlerisches in der Volkssprache (von Dr. Szadrowsky), die Kürzung von Wörtern und Wortgruppen (von Dr. Binz), die Erhaltung unserer Mundart (von Dr. Steiger), Modewörter und Neuwörter (von Dr. Stickelberger), den Amtsstil

(von Dr. Hugentobler), die Sprachgeschichte der deutschen Schweiz und ihren Sinn (von Prof. Dr. von Greyerz), das Filmdeutsch (von Dr. Witz). Fräulein Dr. Werder behandelte die Lage der deutschen Schulen im Tessin und Dr. Bornhauser die Stellung der Sprachen an der Basler Schiffahrtsausstellung. Das reichhaltige Heft 1923 brachte aus der Feder Dr. Suters eine schöne Darstellung Jakob Boßharts und von Prof. Dr. Bruckner eine Beilage über die Romanisierung deutschsprachiger Länder. Einige dieser Arbeiten waren an den Jahresversammlungen in öffentlichen Vorträgen einer weitern Zuhörerschaft dargeboten worden.

Die Rundschau diente vor allem den Mitgliedern, daneben aber auch der Werbetätigkeit. Je nach dem Hauptinhalt wurde sie in diesem oder jenem Berufskreise unentgeltlich verteilt und auch an die Presse verschickt.

Neben dem Jahresheft erschienen die „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins" und zwar seit 1920 regelmäßig zweimonatlich; eine Rückkehr zur monatlichen Erscheinungsweise war bis jetzt aus geldlichen Gründen noch nicht möglich. Auch sie waren zunächst nur zur Belehrung und Bestärkung der Mitglieder bestimmt, wurden dann aber auch andern Kreisen zugänglich gemacht. Seit 1923 gehen sie (wie die „Rundschau") unentgeltlich an etwa vierzig alkoholfreie Wirtschaften und Gemeindestuben, seit 1925 auch an etwa fünfzig Lehrerzimmer von schweizerischen Mittelschulen, akademische und volkstümliche Lesesäle. Damit ist natürlich ihre Wirkungsmöglichkeit in die Breite und in die Höhe gewachsen. Gewiß läßt sich auch da die Wirkung nicht messen, aber es ist doch wohl für einen Sprachpfuscher oder Sprachfeigling nicht ganz gleichgültig, ob er in einer gewissen Oeffentlichkeit als das hingestellt werde, was er ist. Denn — und darin liegt eine weitere Bedeutung des Blattes — wenn darin ein Außenseiter über das Recht der Muttersprache auf Geltung und Pflege mehr oder weniger freundlich belehrt worden ist, so erhält er die Nummer natürlich zugesandt und kann sich irgendwie darnach richten. Die einen antworten freundlich, die andern grob, die meisten gar nicht, was aber noch nicht heißen will, daß es nicht gewirkt habe. Eine Aargauer Bank, die im Verkehr mit Zürich einen französischen Stempel benutzt hatte, erklärte das als „Versehen", aber die Zürcher Bank, die einem Kunden in Küsnacht einen französischen Kontokorrentauszug geschickt, konnte das doch nicht wohl sagen; auch der Seifensieder von „Oberwinterthour" und der Holzschuhmacher von

„Herzogenbuchsée“ antworteten nicht, so wenig wie der Hochschulsekretär, der für nötig befunden, von den Hochschulfeiern von „Strasbourg“ und „Bruxelles“ zu berichten.

Die „Mitteilungen“ setzten sich auch ein für richtigen Gebrauch der Mundart und bekämpften das Schein-Schweizerdeutsch, das in Versammlungen und besonders volkstümlich sein sollenden Vorträgen und Reden üblich ist. Sie verfolgen die Fortschritte des schweizerdeutschen Idiotikons und suchen etwa durch Rundfragen an die Mitglieder festzustellen, wie weit gewisse mundartliche Formen und Wörter (z. B. Anke) noch gebräuchlich sind. Auf dem Gebiete der Rechtschreibung wurde z. B. der „Ygreggismus“ bekämpft, d. h. die lächerliche Vorliebe für den Buchstaben y am Ende der Vornamen: Trudy u. a. Als 1920 in Deutschland der Plan einer gründlichen Vereinfachung der Rechtschreibung auftauchte, veranstalteten wir in unserm Blatte eine Umfrage und berichteten darüber; die letzten Nummern brachten auch je eine Spalte in der Schreibweise des schweizerischen „Vereins für vereinfachung der rechtschreibung“, damit die Leser sich davon ein Bild machen und sich später einmal darüber äußern können. Zur Abschreckung und Erheiterung bringen die „Mitteilungen“ auch allerlei lächerliche Stilproben, namentlich auch „verunfallte“ Fremdwörter wie die „Sezession“ einer Leiche, dann aber auch grundsätzliche Auseinandersetzungen über Muttersprache und Fremdsprache usw. Auch das schweizerdeutsche Schrifttum wird verfolgt, und an den Gedenktagen unserer Dichter betrachten wir ihre Bedeutung namentlich von der sprachlichen Seite, so bei Boßhart, Spitteler und Huggenberger. Aber auch die Zeitereignisse wie der Besuch der Schweizer Schriftsteller in Paris (1924) werden ohne die sonst übliche Beschönigung betrachtet; die Minderwertigkeit des schweizerisch-französischen Zonenabkommens (1923) wurde schon aus seinem Stile nachgewiesen. Einige Reiseskizzen lenken die Aufmerksamkeit auf sprachliche Erscheinungen. Sehr wenig Raum nimmt der vereinsgeschäftliche Teil ein; wir werden das als Vorzug ansehen und in demselben Sinne auch erwähnen dürfen, daß das Blatt sozusagen nur eigene Beiträge bringt, keine Nachdrucke; dies ist ein Gegenwert seines geringen Umfangs.

Neben diesen regelmäßigen Veröffentlichungen erscheinen gelegentlich noch andere, so in der Reihe der „Volksbücher“ (Nr. 11 und 12) zwei Sonderabzüge aus der Rundschau 1923: Suters Darstellung Jakob Boßharts und von Steiger „Was können wir für

unser Schweizerdeutsch tun?" Auch sie wurden günstig aufgenommen; doch geriet jenes Unternehmen aus geschäftlichen Gründen bald ins Stocken. Es ging 1926 an den angesehenen Verlag Eugen Rentsch in Erlenbach (Zürich) über; als Nummer 12 wird nächstens Steigers Festvortrag von der Fünfundzwanzigjahrfeier (Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweiz) herauskommen. — Als zur Zeit der Markentwertung der Allgemeine Deutsche Sprachverein in Not kam und Mühe hatte, seine Zeitschrift aufrechtzuerhalten, entstand bei uns der Gedanke, ihm durch die Herausgabe einer Schweizernummer, die inhaltlich und geldlich von uns zu bestreiten gewesen wäre, zu Hilfe zu kommen. Die Ausführung des Planes zog sich bis Christmonat 1924 hinaus, wo die Not nicht mehr so groß war, aber die Nummer ist trotzdem draußen und bei uns sehr gut aufgenommen worden. Sie gab anhand größerer und kleinerer Beiträge von Mitgliedern unseres Vereins ein Bild vom Deutschtum in der Schweiz und seiner Eigenart. Der Versand an gebildete Kreise in der Schweiz brachte einen stattlichen Mitgliederzuwachs.

Im Herbst 1925 hielt der Schriftführer auf Einladung des Vereins zürcherischer Zivilstandsbeamter einen Vortrag über Sprachgebrauch und Rechtschreibung im Kanzleiwesen und faßte den Inhalt in einige Leitsätze zusammen, die dann in einigen tausend Abzügen unentgeltlich an Zivilstandsämter, Gemeinde- und andere Kanzleien verschickt wurden.

So war der Verein, dessen erste Taten hauptsächlich Eingaben an Behörden gewesen waren, zur Herausgabe von Schriften an die Mitglieder und die Oeffentlichkeit übergegangen. Aber ganz aufgeben konnte er die ursprüngliche Form seiner Tätigkeit doch nicht, wenn er seine Pflicht tun wollte. Das eine Mal ersuchte er die Direktion der deutschen Reichsbahnen in Karlsruhe und die Post- und Zollbehörden in Konstanz, sie möchten ihre Beamten an der Südgrenze anweisen, im Verkehr mit Schweizern unsere amtlichen Bezeichnungen Franken und Rappen (und nicht francs und centimes) zu brauchen. Ein andermal wandte er sich an die Eidgenössische Oberpostdirektion mit einer Beschwerde darüber, daß auf der neuen Flugmarke der Wert (nur einsprachig!) mit „franc" angegeben war. Bedeutungsvoller war das an der Jahresversammlung 1925 beschlossene Gesuch an den Hohen Bundesrat, er möchte seiner Abordnung an die Völkerbundsversammlung den Auftrag geben, an der nächsten Völkerbundsversammlung die Aufmerksamkeit auf die sprach-

lichen Vorgänge im deutschsprachigen Südtirol zu lenken. Nach Art. 11, Absatz 2 des Völkerbundsvertrages habe jeder Gliedstaat das Recht, „die Aufmerksamkeit der Versammlung oder des Rates auf jeden Umstand hinzuweisen, der den Frieden oder das gute Einvernehmen unter den Nationen zu stören droht". Daß Italien vor dem Völkerbund keine Verpflichtungen gegenüber seinen Minderheiten hat, war in der Eingabe zugegeben; es war aber auch nachgewiesen, daß es gegenüber der Minderheit selbst Verpflichtungen übernommen hat. Das Eidgenössische politische Departement antwortete, der Bundesrat habe nach Prüfung der Sache gefunden, „daß es für die Schweiz kaum tunlich wäre, hier irgend etwas zu unternehmen", weil ein solcher Schritt mit unserer Neutralitätspolitik unvereinbar wäre.

1927 wandte sich der Vorstand mit einer Eingabe an die solothurnische Regierung gegen die Errichtung einer französischen Schule in Grenchen. Als wir 1928 aus der Presse vernahmen, daß ein geschätzter Jurist und Staatsmann aus Basel in einer Eingabe an das Eidgenössische Justizdepartement unter Berufung auf Leibniz und andere Größen empfohlen habe, in dem vor den eidgenössischen Räten liegenden Entwurf zu einem Enteignungsgesetz das Wort Enteignung durch „Expropriation" zu ersetzen, richteten wir ebenfalls eine Eingabe an das Eidgenössische Justizdepartement und ersuchten, ebenfalls unter Berufung auf Leibniz und andere Größen (wie Lessing und Spitteler), das deutsche Wort stehen zu lassen — und der Ständerat ließ es auch stehen. Ein ostschweizerisches Blatt, das jene Eingabe abgedruckt und ausdrücklich gebilligt hatte, beschwerte sich bei dem Anlasse über Verdeutschungsversuche im Entwurf zu einem Steuergesetz seines Kantons, wo die Wörter Steuerrodel und Steuerstaffel vorgesehen waren. Der Sprachverein richtete daher auch eine Eingabe an jene kantonale Finanzdirektion und wies darauf hin, daß z. B. das Wort Steuerrodel in jenem Kanton schon vor einem halben Jahrtausend üblich war, also viel bodenständiger ist als das „Register".

In bescheidenen Grenzen hat sich immer die Tätigkeit der Sprachhilfe gehalten. Der Verein war dafür offenbar noch zu wenig bekannt. Immerhin wurde er z. B. vom Sekretariat der Tuberkulosekommission nach einem deutschen Ersatzwort für „Proventorium" gefragt, und zwei zürcherische Gemeinden ließen ihre neuen Gemeindeordnungen von uns auf die sprachliche Fassung hin prüfen. Gerne steht der Schriftführer den Behörden zur Verfügung

für die Durchsicht amtlicher Schriftstücke wie Verordnungen und Gesetze. Hie und da ersuchen Mitglieder um Auskunft in sprachlichen Fragen und erhalten sie meist im Briefkasten. Andere Pläne mußten vorläufig noch zurückgestellt werden, teils aus Zeitmangel (denn die Arbeit ruht auf wenigen Schultern), teils aus Geldmangel (denn für unsere Mitgliederzahl ist der Betrieb mit „Rundschau" und „Mitteilungen" verhältnismäßig teuer). Ohne die Opferwilligkeit der Mitglieder ließe sich auch das nicht leisten. Die freiwilligen Beiträge machen etwa einen Drittel der Pflichtbeiträge aus; in den allerletzten Jahren sind dem Verein von treuen alten Mitgliedern einige recht stattliche Beiträge geschenkt worden, aus deren Zinsen die Tätigkeit erweitert werden kann, — wenn die freiwilligen Beiträge in der bisherigen Höhe eingehen.

Das eigentliche Vereinsleben ist im Gesamtverein sehr einfach. Jeden Herbst findet eine Jahresversammlung statt, in der Regel in Zürich, da dort und in der Nähe die meisten Mitglieder und der Ausschuß wohnen; 1907, 1910, 1915, 1921 und 1929 tagte man in Bern, 1918 in Basel, 1923 in Aarau, 1928 in Zug. Meistens stellt dabei ein Vortrag die Berührung mit der Oeffentlichkeit her, so außer den in der „Rundschau" erschienenen und S. 66 bereits erwähnten der von Paul Suter über Jakob Stutz; Samuel Völlmy sprach über Ulrich Bräker, Ernst Hirt zum hundertsten Geburtstag Heinrich Leutholds. Als 1926 Hermann Burte die Gedächtnisrede zum hundertsten Geburtstag Johann Peter Hebels hielt, erwies sich der Saal der „Waag" in Zürich als zu klein, und die ganze Zuhörerschaft wälzte sich über die Münsterbrücke in den größern Saal zur „Zimmerleuten" hinüber. In der Geschäftssitzung verliest der Vorsitzer den Bericht über die Tätigkeit des Vereins und über die Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland; die Rechnungsabnahme und die zweijährlichen Vorstandswahlen sind jeweilen rasch erledigt; allfällige Anträge und Anregungen von seiten der Mitglieder bilden den Schluß der Sitzung, dem ein gemeinschaftliches Mahl mit meist anregender Unterhaltung folgt. Der Besuch dieser Hauptversammlung pflegt, wie in derartigen Vereinen im allgemeinen, mäßig zu sein; von auswärts kommen immer wieder dieselben treuen Freunde der Sache. Der Vorstand hält jährlich meistens nur eine Sitzung ab, in der Regel am Vorabend der Jahresversammlung; die in und um Zürich wohnenden Vorstands-Mitglieder treffen sich ungefähr monatlich. An der Spitze steht seit 1912 Pfarrer Eduard Blocher in Zürich;

Schriftführer ist seit 1916 und Herausgeber der seit 1917 erscheinenden „Mitteilungen" Dr. August Steiger in Küsnacht bei Zürich, Rechnungsführer seit dem Rücktritt von Herrn Sekundarlehrer Karl Brüderlin (1918—1925) Herr Ernst Bleuler, Uebungsschullehrer in Küsnacht. Als Vertreter des Zweigvereins Bern gehört dem Vorstand seit 1921 Herr Dr. Kaspar Fischer an; Herr Paul Antener ließ sich in dieser Eigenschaft 1921 ablösen durch Herrn Dr. Heinrich Stickelberger und dieser 1927 durch Herrn Professor Dr. Otto von Greyerz. Dem Basler Herrn Dr. Konrad Bornhauser (seit 1918) trat 1928 Herr Professor Dr. Wilhelm Bruckner zur Seite. Den Handel vertritt seit 1922 Herr Jakob Büchel, Bankbeamter in Zürich, das Gewerbe seit 1911 Herr Otto Senn in Schaffhausen. Seit 1915 gehört dem Vorstand ferner an Herr Dr. Hektor Ammann, Staatsarchivar in Aarau; der 1919 gewählte Herr Dr. Hektor von Sprecher in Chur starb 1928 und wurde ersetzt durch Herrn Hermann Bleuler, Korrektor in Zürich, der die Verbindung mit dem Buchdruckergewerbe herstellt. Gegenüber den ersten Vereinsjahren mit ihrem starken Personenwechsel im Vorstand ist auch hier eine gewisse Stetigkeit eingetreten.

In den letzten Jahren hat sich auch ein etwas engeres Verhältnis des Deutschschweizerischen Sprachvereins zu seinem größern und ältern Bruder, dem Deutschen Sprachverein (der sich bis 1922 Allgemeiner deutscher Sprachverein genannt hatte) entwickelt. Früher hatte der Zusammenhang fast einzig in dessen Zeitschrift bestanden, die ja gelegentlich auch die besondern Verhältnisse der Schweiz berührte, ihr aber natürlich nur wenig Raum gewähren konnte. Als 1922 wegen der Geldentwertung der Bestand der Zeitschrift gefährdet war, sammelte unser Ausschuß innerhalb und außerhalb seiner Reihen einen gewissen Beitrag. (1923 wurde der Verein auch eingeladen zur Beteiligung am schweizerischen Hilfswerk für die geistig Schaffenden in Deutschland). Ein näherer Zusammenhang mit dem Deutschen Sprachverein kam Ende 1924 zustande durch die Herausgabe der Schweizernummer der „Zeitschrift", und als der Deutsche Sprachverein 1925 in Frankfurt am Main zum erstenmale seit dem Kriege wieder eine größere Hauptversammlung abhielt, wurde der deutschschweizerische Verein so herzlich um Abordnung eines Vertreters gebeten, daß der Schriftführer der Einladung folgen mußte, und so auch 1927 nach Wien. Beidemal wurde er sehr gut aufgenommen und fand für die Eigenart der Schweiz und ihres Sprachvereins volles Verständnis.

In seinen neuen Satzungen von 1922 hatte sich der Deutsche Sprachverein zu seinem Vorstand einen Beirat mit beratender Stimme geschaffen; zu einer Vertretung darin wurde auch der deutschschweizerische Verein eingeladen; da aber der Deutsche Sprachverein als sein Endziel bezeichnet hatte, „dem Vaterlande zu dienen", da er also, wenn auch in ganz allgemeiner Form, einen staatlichen Begriff in seine Satzungen getragen hatte, konnte der Deutschschweizerische Sprachverein der Einladung nicht folgen; er hat auch nie daran gedacht, sich als Zweigverein des Deutschen Sprachvereins zu erklären, wie es die zahlreichen Sprachvereine in Oesterreich sind. Wir haben auch an dem Grundsatze, nur Schweizerbürger aufzunehmen, immer festgehalten, obschon die Werbetätigkeit unter den zahlreichen in der Schweiz lebenden Reichsdeutschen der Kasse sehr wohlgetan hätte.

Der Deutschschweizerische Sprachverein ist am Ende seines ersten Vierteljahrhunderts an Zahl immer noch verhältnismäßig schwach, aber von einer opferbereiten Schar getragen, wirksam durch seine Mitglieder, die zum großen Teil dem Lehrerstande angehören und darum in die Breite wirken können, wirksam auch durch seine Veröffentlichungen, die über den Kreis der Mitglieder hinausdringen, und durch seine Eingaben an Behörden und Vereine. Man weiß heute auch außerhalb des Vereins, daß er da ist. Angriffe kommen selten mehr und die wenigen meist von unversöhnlichen Gegnern aus frühern Zeiten. Z. B. glaubte noch 1924 eine Zeitung bemerken zu müssen, ein Herr Soundso, der sich politisch bemerkbar gemacht hatte, sei ehemaliges Mitglied des Sprachvereins, obschon er das nie gewesen war und obschon überhaupt gar kein Anlaß vorlag, das zu erwähnen! Oder der Mitarbeiter einer Zeitung schreibt einen Aufsatz über Fremdwörter ganz im Sinne des Sprachvereins, glaubt aber beifügen zu müssen, er sei dann nicht etwa dessen Mitglied.

Und der Erfolg? Der läßt sich, wie gesagt, schwer feststellen, aber ein Mißerfolg ebenso schwer. Den Leitern scheint ja manchmal schon, alle ihre Arbeit sei nur ein Tropfen auf einen heißen Stein; aber wenn man z. B. die grundsätzlichen Freunde der Fremdwörterei reden hört (um diesen nicht einzigen, aber wichtigen Gegenstand zu nennen), so sind sie mit ihren Erfolgen im Kampf für das Fremdwort auch nicht zufrieden, sondern glauben klagen zu müssen über zunehmende „Verdeutschungswut", die auf gewissen Gebieten des öffentlichen Sprachgebrauches herrschen soll. Fast weinerlich erklärte

1919 ein akademischer Gegner des Sprachvereins in einer angesehenen Zeitschrift, daß er einmal eine Einladung zu einem Vereinsausflug bekommen habe mit der Weisung, eine „Rückfahrkarte" nach L. zu lösen; ja, man müsse auch schon Wörter lesen wie Bezugsgebühr, Ortsverein, Vorsitzender usw. 1926 erklärte ein anderer in einer angesehenen Zeitung, seit es auf dem Zürcher Hauptbahnhof „Bahnsteige" gebe, wisse man kaum mehr, ob man in der Schweiz sei oder in — Berlin. Und für all diese Greuel wird der Sprachverein verantwortlich gemacht, auch wo er vollkommen unschuldig ist — man traut ihm also doch schon etwas zu. Mancher Erfolg erblüht auch im stillen, etwa wenn ein Mitglied in seinem Kreise bei der Abfassung von Vereinssatzungen, Eingaben usw. im Sinne des Sprachvereins wirkt (z. B. der Sekretär des Verbandes schweizerischer Metzgermeister). Der Kampf für gutes Deutsch wird dem einzelnen leichter, wenn er weiß, daß andere auch kämpfen, daß er also nicht allein steht mit seinen Bestrebungen, daß er allenfalls irgendwo Auskunft holen kann und einen Rückhalt hat.

Einen schönen Abschluß fand dieses erste Vierteljahrhundert und einen ermutigenden Anfang das zweite am 2. und 3. Wintermonat 1929 in der Feier in Bern. Von den zwölf Männern, die sich am 20. Wintermonat 1904 zu Burgdorf versammelt hatten, nahmen noch vier daran teil; sechs waren gestorben. Den Höhepunkt bildete die Ansprache Herrn Regierungsrat Dr. Rudolfs, des Unterrichtsdirektors des Kantons Bern; denn darin wurde dem Sprachverein zum erstenmal von hoher und besonders wichtiger Stelle aus amtliche Anerkennung ausgesprochen.

* * *

Diese Geschichte der ersten 25 Jahre ist geschrieben worden, um den noch lebenden Gründern und andern ältern Mitgliedern ein Zeichen dankbarer Erinnerung zu geben und allen, auch den jüngern, eine Uebersicht über seine bisherige Tätigkeit zu verschaffen, namentlich aber dazu: weitere Kreise, Behörden und gebildete Körperschaften, nicht zu vergessen auch unsere Gegner, aufzuklären über die Beweggründe und Triebkräfte eines Vereins, der sich Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz, also sprachlichen Heimatschutz zum Ziele gesetzt hat.

Dr. August Steiger.